



Foto: © knallgrün / photocase



» ÜBERSICHT

ARCHIV | MACHER | NEWSLETTER | BUCH | IMPRESSUM | 

sinnstiftermag

21

ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN

   

EDITORIAL

Sinnstiftermag – einundzwanzigste Ausgabe

Sinnstiftermag ist ein Zusammenschluss von Zeitanalytikern, Werbern, Designern und Fotografen, die von einer gemeinsamen Beobachtung ausgehen: dem enormen Sinnstiftungspotential der alten und neuen Medien. Medien transportieren sinnhafte Inhalte und sind in dieser medialen Funktion vor allem selbst sinnhaft. Sie können gar nicht anders. Damit sind sie religionsproduktiv. In Partnerschaft mit Akteuren aus Kommunikation und Kirche sucht sinnstiftermag nach den Analogien religiöser und medialer Kommunikation.

WEITER »



TITELSTORY

Der mediale kirchliche Analphabetismus

"Kirche und Medien haben eine Gemeinsamkeit: Sie leiden beide unter einer Glaubwürdigkeitskrise.", sagt Stephanie von Lutitz, BDKJ-Vorsitzende in der Erzdiözese München und Freising. Ihre Forschungsergebnisse zum Thema "Katholische Kirche" zeigen auf, wie die Schwierigkeit, das Sakrale ins Säkulare zu übersetzen, die Diskursqualität in den Medien beeinflusst. In unserer Titelstory gibt von Lutitz Einblick in ihre Forschung.

WEITER »



INTERVIEW

Peinlichkeiten aus dem Elfenbeinturm

Die Kirche besitzt zwei Kernschwächen, "dass Dinge überinszeniert werden" und "dass die Adressaten den Sprechenden egal sind", sagt Erik Flügge, politischer Stratege mit eigenem Unternehmen und Autor von "Der Jargon der Betroffenheit. Wie Kirche an ihrer Sprache verreckt". Im Interview kritisiert er die kaputten sozialen Systeme, die man in Gottesdiensten beobachten kann – "In jeder Familie, in der man sich so verhält, holen wir einen Familientherapeuten", heißt es da schonungslos. Auch für Ulrich Lota, Pressesprecher des Bistums Essen, ist die Zeit der Volkskirche vorbei. In unserem zweiten Interview zeigt er aus erster Hand auf, wie Kirche auf den raschen Medienwandel reagieren muss und betont aber auch, "dass die Stimme der Kirche immer noch gefragt ist."

WEITER »



STATEMENTS

Meinungen

Gibt es auf der kirchlichen Seite eine Medienangst und auf der journalistischen eine atheistische, kirchenferne Grundeinstellung? Wie geht die Öffentlichkeit mit der kirchlichen Selbstdarstellung und -vermarktung um? Sollten Kirchenleute journalistisch geschult werden? Und worauf basiert wohl das größte Verständnisproblem zwischen Kirche und Journalisten? Acht vielfältige Antworten.

WEITER »



ÜBER DIE AUTOREN

Kurze biographische Notizen

Die Macher von sinnstiftermag bedanken sich für Beiträge, Mitarbeit, Engagement und Meinung von Stephanie von Luttitz, Ulrich Lota, Erik Flügge, Joachim Frank, Thomas H. Böhm, Hermann-Josef Große Kracht, Astrid Buiting, Simon Schild, Christina Brudereck, Arnd Brechmann und Christina Aus der Au.

WEITER »

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN

✉ → 📄 ↓ PDF



Sinnstiftermag ist ein:

- Magazin, das zweimal im Jahr über Kirche und Kommunikation reflektiert
- Projekt im Schnittbereich kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit und werblicher Kommunikation
- Radar zur Ortung interessanter Themen und Menschen im kirchlich-medialen Umfeld



Foto: © 31M

Die zweiundzwanzigste Ausgabe von sinnstiftermag erscheint im November 2016. Klicken Sie sich wieder ein!

wissen/nicht wissen: Der mediale kirchliche Analphabetismus

Die einundzwanzigste Ausgabe von sinnstiftermag

"Die Kirche verreckt an ihrer Sprache" – so heftig formuliert es Erik Flügge in seinem neuen Buch, das er über die Kirche geschrieben hat. Er konstatiert ihr ganz nebenbei noch einen Jargon der Betroffenheit. Die Kirche hat ein Kommunikationsproblem, sagt er. Aber wie sieht es mit dem Journalismus aus? Der doch objektiv, informierend und für jeden zugänglich sein soll? Doch "Kirche und Medien haben eine Gemeinsamkeit: Sie leiden beide unter einer Glaubwürdigkeitskrise", sagt Stephanie von Luttitz, die Autorin unserer Titelstory.

Diskursqualität? Verständnisorientierter Dialog? Fehlanzeige. "Die Kirche benutzt ein ‚anderes Alphabet'" und Journalisten stehen vor der Herausforderung, den Besonderheiten der Religion gerecht zu werden, das Sakrale ins Säkulare zu übersetzen. Doch wie funktioniert das ohne Qualitätsverlust? Ohne die frohe Botschaft in den Hintergrund zu rücken? Ist die frohe Botschaft heutzutage überhaupt noch ein Nachrichtenwert? Es entsteht der Eindruck, Kirche bewege sich in einem selbstreferenziellen Mediendiskurs, in einer Filterblase, die so groß geworden ist, dass journalistische Interessen an ihr abprallen. Ulrich Lota, Pressesprecher des Bistums Essen, kann allerdings nicht klagen: Wenn Kirche sich an den raschen Medienwandel anpasst und auf neue Nutzungsgewohnheiten reagiert, kann sie durchaus regelmäßig Platz in journalistischen, säkularen Berichterstattungen finden. Dafür muss sie nur aus ihrem selbstgewählten, theologisch-wissenschaftlichen Elfenbeinturm herabsteigen.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen

Ihre sinnstiftermag-Redaktion



Titelstory von:
Dr. Stephanie von Luttitz

Foto: © Dr. Stephanie von Luttitz

Die Kommunikationsprobleme zwischen Kirche und Öffentlichkeit sind oft beklagt, aber selten analysiert worden. Können Journalisten und Medien den Besonderheiten der Religion gerecht werden? Die Autorin hat mittels einer Inhaltsanalyse österreichischer und deutscher Tageszeitungen sowie einer Expertenbefragung von Journalisten und Pressesprechern den Diskurs zwischen Kirche und Medien untersucht. Dabei werden sowohl Kommunikationsbarrieren auf kirchlicher Seite als auch Vermittlungsdefizite im Journalismus deutlich. Die Studie gibt viele Impulse für eine Verbesserung der Diskursqualität und der Verständigung.

wissen/nicht wissen: Der mediale kirchliche Analphabetismus

Kirche und Medien haben eine Gemeinsamkeit: Sie leiden beide unter einer Glaubwürdigkeitskrise. Während die katholische Kirche dieses Problem seit geraumer Zeit kennt, ist es für die Medien relativ neu. Galten sie lange Zeit als Diskursanwälte, die die Bevölkerung mit relevanten Informationen versorgen müssen, um damit die Demokratie sicherzustellen, wandelt sich diese Vorstellung – unter anderem durch den Einfluss der sozialen Netzwerke. Hier kann sich jeder Teilnehmer am öffentlichen Diskurs beteiligen. In einer Zeit, in der Informationen jederzeit Online abrufbar sind, gibt man sich nicht mit "Halbwissen" zufrieden. In diesem Zusammenhang entstehen auch neue Diskussionen über die Auskunftsfähigkeit der Medien bei religiösen Themen.

Muss sich Journalismus spezialisieren?

Der ansteigende Zeitdruck, unter dem recherchiert werden muss, ist enorm. Journa-listen können nicht "allwissend" sein und müssen sich auch in Themen einarbeiten. Was bedeutet das für deren Arbeitsweise? Neue Fragen entstehen wie: Sind Journa-listen in der Lage, den Besonderheiten der Religion gerecht zu werden? Inwieweit kommen Journalisten ihrer Funktion als Diskursanwälte nach, um Verständigung zwischen Religionen und der säkularen Gesellschaft herzustellen? Allgemein heißt es, dass zum Thema Religion jeder etwas sagen kann – im Zweifel zur kirchlichen Sexual- und Morallehre oder, durch die Aussagen von Papst Franziskus wieder aktuell, zum Frauenpriestertum.

Auch wenn die religiöse Kommunikation in säkularen Medien ein weithin in der Publi-zistik vernachlässigtes Gebiet ist, beziehen einige Kommunikationswissenschaftler deutlich Stellung: Sie fordern eine Spezialisierung des Journalismus bei religiösen Themen. Bei derartigen Forderungen stellt sich die Frage, wie der Status quo der religiösen Mediendarstellung ist. Daher möchte ich an dieser Stelle einen Einblick in die Ergebnisse meiner Forschungen zum Thema "Katholische Kirche" geben.

Im Zeitraum 01.09.2012 bis 01.03.2014 wurden 1 689 Zeitungsartikel (FAZ, SZ, taz, Bild, Standard, Krone, Kurier, Presse) analysiert und Experten aus den Medien und der Kirche befragt. Ziel der Untersuchung war, die Diskursqualität in den Medien bei kirchlichen Themen zu analysieren und mögliche Unterschiede zwischen Deutsch-land und Österreich festzumachen. Dieser Vergleich ist relevant, weil Deutschland mehr vom Protestantismus geprägt ist als Österreich. Im Jahr 2013 besitzt Deutsch-land zu je ca. 30% Protestanten und Katholiken. Österreich vereint 62% Katholiken und 4% Protestanten. Die Diskursqualität (und damit die Verständigungsleistung) steigt, wenn Akteure ihre Positionen gegenüber der Kirche begründen, Lösungsvorschläge bei strittigen The-men geben, respektvoll miteinander umgehen und Zweifel artikulieren. Damit schließt diese Art

der Diskursberechnung an Jürgen Habermas' Verständigungsbegriff aus seiner Theorie des kommunikativen Handelns an.

Status quo der Mediendarstellung

Sakrale vs. Profane Kirche

Die Ergebnisse zeigen, dass vor allem ein problemzentrierter und respektvoller Diskurs die Medien prägt. Themen, die eine hohe Verständigungsleistung aufweisen, sind Diskussionen um die kirchliche Lehre und Skandale. Hier zeigt sich ein stärkerer Handlungsdruck der Medien gegenüber der Kirche. Der eigentliche Wesenskern der Kirche – die Spiritualität – dient den Medien nicht zur Verständigungsorientierung. Die befragten Journalisten und PR-Sprecher betonten ebenfalls die Schwierigkeit, Spiritualität überhaupt zu vermitteln, da die persönliche Erfahrung mit dem Göttlichen schwer zu erklären sei. Dennoch zeigt sich durch die Häufigkeit, dass "spirituelle" Themen mit einem Anteil von 13% die Berichterstattung prägen. Das zeigt, dass der Diskurs profaner bzw. säkularer ausgerichtet ist, um Verständigung zu erreichen. Die Erkenntnis, dass das Spirituelle nicht diskursiv behandelt wird, wirft neue Fragen im Bezug auf die Stellung der Kirche innerhalb einer modernen Gesellschaft auf. Die Schwäche liegt darin, dass das Sakrale nicht ins Säkulare übersetzt werden kann. Die Kirche benutzt ein "anderes Alphabet". Das ist die große Herausforderung der Zeit: Die Kirche muss es schaffen wieder ihren spirituellen Wesenskern in den Mittelpunkt zu stellen, nicht die immer wieder aufs neue thematisierten Punkte wie Homo-sexualität oder Zölibat.

Gute Kirche vs. Böse Kirche

Die kirchenbezogene Einstellung ist in der Berichterstattung meistens neutral. Erstaunlich mag erscheinen, dass wenn eine Wertung erfolgt, diese vorwiegend positiv ist. Es zeigt sich auch keine positivere Berichterstattung unter Papst Franziskus im Vergleich zu Papst Benedikt XVI. Die Medien betreiben also kein viel zitiertes "Kirchen-Bashing". Eine wichtige Abgrenzung muss jedoch gezogen werden: Je mehr diskutiert wird, desto negativer wird gleichzeitig die kirchenbezogene Einstellung. Das bedeutet, je spezifischer Positionen begründet werden, je mehr Lösungsvorschläge gegeben und Zweifel geäußert werden, desto negativer wird die Einstellung.

Es zeigen sich also zwei Ebenen mit der über die Kirche berichtet wird. Basierend auf den Mittelwerten, also "oberflächlich", versuchen die Medien, das Positive der Kirche zu sehen. Wenn jedoch kritische Themen in den Fokus rücken, wird der Diskurs aktiviert und die Einstellung wird negativ. Bei der diskursiven Dynamik in der Gesellschaft bekommt Kirche folglich einen "negativen Drall". Zudem zeigt sich, dass die Qualitätszeitungen mehr Handlungsdruck gegenüber der Kirche aufbauen und zudem den Diskurs mehr "anfeuern" als die Boulevardpresse. Der Standard in Österreich und die taz in Deutschland sind die Zeitungen, die am meisten auf Verständigung beim Thema Kirche setzen.

Deutschland vs. Österreich

Generell zeigen sich wenige länderspezifische Unterschiede in der Berichterstattung. Dies ist zum einen darauf zurückzuführen, dass Kirche auch ein internationales Thema ist und zum anderen ist zwischen der Papst- und der Volkskirche zu differenzieren. Themen rund um die Papstkirche zeigen keine Unterschiede auf. Differenzen ergeben sich erst auf Länderebene. Von der Ökumene kann auf Deutschland geschlossen werden. Hier zeigt sich eine Sonderstellung Deutschlands bezogen auf die Folgen der Reformation, indem die Ökumene medienpräzenter ist. Von dem Priestermangel, Zölibat, Reformen der Kirche oder der Protestkultur kann auf Österreich geschlossen werden. Zeigt sich hier der Beginn einer österreichischen Reformation? Oder handelt es sich um die Folgen der österreichischen, als unglücklich angesehenen, (Erz-)Bischofsernennungen aus der Zeit Johannes Paul II.? Medienpräzenter sind auch die "spirituellen" Themen wie Glaubensvermittlung, Christentum, Jesus und Gott. In Österreich sind die Reformgruppen und die Spiritualität die Themen.



Dr. Stephanie von Luttitz, geb. 1986 in München, studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie im Nebenfach Moralthologie und Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte waren die verständigungsorientierte Kommunikation und die Qualitätsdebatte im Journalismus. Ihre Ergebnisse fasst sie in dem Buch „Kirchliche Analphabeten“ zusammen, das in diesem Jahr im LIT-Verlag erscheinen wird. Sie ist BDKJ-Diözesanvorsitzende in München und Freising und vertritt die Interessen von 66.000 Jugendlichen in Kirche, Staat und Gesellschaft. Zudem ist sie Vorstandsmitglied des Diözesanrates.

Vorträge von Dr. Stephanie von Luttitz im Jahr 2016:

- Wiener „Fernsehforschung – aktuell“ (4. Tagung 2016): Medienkonstruktion des Religiösen. Das Bild der katholischen Kirche in der deutschen und österreichischen Presse.

- Verband Katholischer Publizistinnen und Publizisten Österreichs (26. April 2016): Die Kommunikation zwischen den Medien und der Kirche. Unterschiede zwischen Deutschland und Österreich. Wien.

Beachtlich ist auch, dass von einem interreligiösen oder multikulturellen Diskurs keine Rede sein kann. Hauptkommunikatoren sind in beiden Ländern die Journalisten selbst und kirchliche Vertreter. Laien, Politiker oder andere gesellschaftliche Akteure kommen nicht zu Wort – Frauen erst recht nicht. Positionen aus anderen Ländern werden nicht in den Diskurs einbezogen, obwohl diese bei einem internationalen Thema wie Kirche in Zeiten der Globalisierung wichtig wären, denn Fragen der kirchlichen Lehre stellen sich in Europa anders als in Afrika oder Asien.

Kirchliche Analphabeten?!

Ist es nicht ein wenig übertrieben, Journalisten als "kirchliche Analphabeten" zu bezeichnen? Erstaunlicherweise ist dieser Ausdruck während der Expertenbefragungen mit Journalisten und kirchlichen PR-Sprechern des Öfteren gefallen: Journalisten, die als Experten in den jeweiligen säkularen Medien arbeiten, sind der Meinung, dass ihre Kollegen wenig bis keine Ahnung von Kirche haben. Gleiches gälte auch für kirchliche Vertreter: Sie können nicht zeitgemäß kommunizieren und sich nicht verständlich ausdrücken. Fazit der Befragten: Weder Journalisten noch kirchliche Vertreter sind in der Lage über religiöse, kirchliche Belange so zu kommunizieren, dass die moderne säkulare Gesellschaft es versteht.

Journalisten beklagen zudem Verständnisprobleme aufgrund einer veralteten Sprache der Kirche und äußern inhaltliche Zweifel gegenüber der kirchlichen Lehre. Den Journalisten zufolge, würde in der Bevölkerung eine Gleichgültigkeit gegenüber den Dogmen bestehen. Zudem dürfe sich die kirchliche Argumentationsstruktur nicht auf ein sündhaftes Verhalten der Menschen versteifen.

Auf kirchlicher Seite herrscht noch immer eine Medienangst, die aus einem Missverständnis von Journalismus und dessen Arbeitsweise resultiert. Hier zeigt sich bereits eine Diskursresignation bei der kirchlichen Lehre – besonders in Deutschland.

Erstaunlich bleibt: Kirche und Journalisten nehmen einen medialen kirchlichen Analphabetismus wahr – ein Bankrott für eine verständigungsorientierte Kommunikation, aber zugleich durch diese Erkenntnis auch eine Chance für eine gegenseitige Annäherung und somit neue Diskursstrukturen.

Wie kann Verständigung in modernen Demokratien entstehen?

Bereits der sich als religiös unmusikalisch bezeichnende Jürgen Habermas fordert im Jahr 2005, dass sich die Kirche aktiv am öffentlichen Diskurs beteiligen muss, so wie alle Bürger. Das ist das Grundprinzip des deliberativen Demokratieverständnisses: Alle sollen die Möglichkeit haben, sich jederzeit untereinander auszutauschen. Kirche und Medien müssen den Dialog zulassen – zu jedem Thema. Nur so kann ein Mindestmaß an Verständigung zwischen Gläubigen, Nicht- und Andersgläubigen aufrechterhalten werden bzw. erst entstehen.

Wenn Journalisten also ihrer Funktion als Diskursanwälte nachkommen wollen, tragen sie eine Verantwortung für die Gesellschaft. Das Wort Verantwortung suggeriert bereits, dass Antworten auf Fragen und Lösungen gegeben werden müssen. In einer deliberativen Demokratie, in der sich jeder am Diskurs beteiligen soll, könnte die Antwort lauten, dass die drei Parteien Politik, Medien und Kirche zwar getrennt voneinander fungieren, aber untereinander kommunizieren, um sich zu unterstützen. Dabei haben die Medien die Pflicht, die Kirche und die Politik auf negative Entwicklungen in der Gesellschaft aufmerksam zu machen. Die Kirche kann wiederum den Staat in komplexen Themen, wie etwa der Abtreibungsdebatte, moralisch-argumentativ beraten. Zudem besteht für die Kirche durch den Handlungsdruck der Medien und der Gesellschaft eine Chance der Revitalisierung. In Verbindung mit der säkularen Diskursweise kann sie ihre eigene Diskursstruktur ändern. Papst Franziskus formuliert es mit den Worten "Macht Wirbel" und spricht sich gegen einen Klerikalismus aus. Zusammenfassend bedingen sich also Politik, Medien und Kirche gegenseitig in ihrer Verantwortlichkeit für die Gesellschaft.



Peinlichkeiten aus dem Elfenbeinturm

Die Kirche besitzt zwei Kernschwächen, "dass Dinge überinszeniert werden" und "dass die Adressaten den Sprechenden egal sind", sagt Erik Flügge, politischer Stratege mit eigenem Unternehmen und Autor von "Der Jargon der Betroffenheit. Wie Kirche an ihrer Sprache verreckt". Im Interview kritisiert er die kaputten sozialen Systeme, die man in Gottesdiensten beobachten kann – "In jeder Familie, in der man sich so verhält, holen wir einen Familientherapeuten", heißt es da schonungslos. Auch für Ulrich Lota, Pressesprecher des Bistums Essen, ist die Zeit der Volkskirche vorbei. In unserem zweiten Interview zeigt er aus erster Hand auf, wie Kirche auf den raschen Medienwandel reagieren muss und betont aber auch, "dass die Stimme der Kirche immer noch gefragt ist."



INTERVIEW

Erik Flügge

„Der Blogbeitrag entstand aus einer Laune heraus. Ich hatte irgendeine kirchliche Kommunikation auf Facebook gesehen, die völlig verschoben war. Da schrieb ich einfach meinen Frust darüber von der Seele. Der Beitrag wurde geteilt und fand sehr schnell große Verbreitung....“

WEITER »



INTERVIEW

Ulrich Lota

„In einer zunehmend pluraler und säkularer werdenden Gesellschaft fehlt es der Öffentlichkeit schlichtweg an einem Grundwissen Kirche. Die Zeit der Volkskirche ist vorbei. Die so genannten beiden großen Kirchen sind zwar nach wie vor groß, stehen aber im Wettbewerb...“

WEITER »





Foto: © Erik Flügge

Im Interview: Erik Flügge

"Der Jargon der Betroffenheit. Wie Kirche an ihrer Sprache verreckt": Das Buch von Erik Flügge schaffte es in kürzester Zeit in die Spiegel-Bestsellerliste.

wissen/nicht wissen: Der mediale kirchliche Analphabetismus

Herr Flügge, Ihr Buch „Der Jargon der Betroffenheit. Wie Kirche an ihrer Sprache verreckt“ ist aus Ihrem Blog hervorgegangen. Wie kam es zum Blog und wie zum Buch?

Der Blogbeitrag entstand aus einer Laune heraus. Ich hatte irgendeine kirchliche Kommunikation auf Facebook gesehen, die völlig verschoben war. Da schrieb ich einfach meinen Frust darüber von der Seele. Der Beitrag wurde geteilt und fand sehr schnell große Verbreitung. Eine Woche später stand der renommierte Theologie-Verlag Kösel bei mir im Büro und fragte mich, ob ich ein Buch schreiben will.

Sie schreiben, dass Sie gern zu pointierter Meinung und polarisierender Position tendieren. Dass Sie ein Werbefuzzi, Großmaul und nicht zuletzt ein Besserwisser sind. Wie spiegelt sich das in Reaktionen auf Ihr Buch?

Ich spiele gerne mit Klischees und Wahrnehmungen. Das, was wir in unserer Berufswelt tun, wird von Theologen oft abgewertet – weil es um die Inszenierung geht. Dabei ist auch die Oberfläche ein eigener Inhalt. Das muss man verstehen. – Und zu den Reaktionen: Ich hatte mit viel mehr Gegenwind gerechnet, aber bis jetzt melden sich die meisten mit sehr positivem Feedback.

Wie haben Kirchenleute auf Ihren Blogbeitrag und auf Ihr Buch reagiert? Welches Feedback hat sie gefreut, welches geärgert?

Besonders schön finde ich, dass es viele Theologen gibt, die mir von ihren Erfahrungen schreiben. Oft ist dabei das eigene Predigen Thema. Nicht selten mit dem Eingeständnis, dass man es wirklich hat schleifen lassen.

Geärgert (an mir selbst) hat mich, dass es Leute gibt, die gemerkt haben, dass ich Kommas öfters an den falschen Stellen setze.

Wie äußert sich für Sie dieser ‚Jargon der Betroffenheit‘? Haben Sie konkrete Beispiele? Dinge, die Ihnen immer wieder sauer aufstoßen?

Im Grunde sind es zwei Kernschwächen, die ich beobachte. Die eine ist, dass die Dinge überinszeniert werden. Da wird mit Tüchern, Klangschalen und Musik Atmosphäre geschaffen, die völlig ablenkt von der Frohen Botschaft. Das andere Extrem ist, dass die Adressaten den Sprechenden egal sind. Da werden theologische Fachbegriffe in den Raum geschleudert und universitäre Worthülsen aneinandergereiht, ohne Rücksicht auf Verluste.

Kirche ist trotz ihrer Schwächen dennoch gut, urteilen Sie. Was schätzen Sie an Kirche?



Erik Flügge war in seiner Jugend, wie er schreibt, fast jeden Sonntag im Gottesdienst. Er war Ministrant und später in der Katholischen Jungen Gemeinde (KjG) aktiv mit Funktionen im Dekanat, in der Diözese und auf Bundesebene. Nach dem Abitur studierte er zunächst Theologie, dann Germanistik und Politik. Er ist "noch immer Mitglied" der katholischen Kirche.

Heute ist Erik Flügge Geschäftsführer der Squirrel & Nuts Gesellschaft für strategische Beratung mbH. Er ist Dozent und Experte für Beteiligungsprozesse. Er berät Spitzenpolitiker und Parteien bei der Kommunikation und viele Städte und Gemeinden bei der Entwicklung von partizipationsprojekten. Vor seiner Tätigkeit als Berater war er in der katholischen Bildungsarbeit tätig.

Die Kirche ist nicht nur relevanter Sinnanbieter, sondern auch sozialer Akteur. Wenn es die Kirche nicht mehr gibt, wer macht dann die Trauerarbeit? – Der Yoga-Kurs?

„Kritik an der Kirche ist so schwer, weil es immer jemanden gibt, der es nicht nur gut meint, sondern auch gut macht“, sagen Sie. Sie haben Ihr Buch dennoch geschrieben, um „einen Beitrag dazu zu leisten, dass die gute Arbeit von Kirchen bessere Wirkung in der Kommunikation entfalten kann.“ Wie kann das erreicht werden?

Wir reden bei den Kirchen über einen riesigen Kosmos. An unendlich vielen Stellen läuft etwas in der Kommunikation so schief, dass immer weniger Menschen sonntags in den Gottesdienst kommen und dass immer weniger die Botschaft verstanden wird. Diese Schwachstellen jetzt einzeln aufzulisten, wäre unmöglich. – Deshalb gibt es auch kein Patentrezept. Ich habe aber die berechtigte Hoffnung, dass die große Verbreitung des Buches innerhalb von theologischen Kreisen gerade dafür sorgt, dass viele gleichzeitig das Thema anpacken. Damit ist das Buch nicht unbedingt eine Handlungsanleitung, aber ein Gesprächsanlass, um etwas zu ändern. – Und wenn an vielen Punkten gleichzeitig in einem System sich etwas ändert, dann ändert sich oft das gesamte System.

In Ihrem Buch kritisieren Sie massiv die Sprache der Kirche, insbesondere die Sprache der Predigt? Gilt diese Kritik für beide Kirchen, die katholische und evangelische?

Definitiv für beide.

Sie bezeichnen sich selbst als kirchenfern und sagen: „Wir sind diejenigen, von denen es in der Kirche immer heißt, sie könne man sowieso nicht erreichen.“ Hat Sie jemals ein Priester durch Predigt oder Gespräch erreicht und wenn ja wie?

Natürlich hat die Kirche mich erreicht. Sonst würde ich mich kaum mit ihr beschäftigen. Es ist auch nicht schlimm, wenn sie mich gerade nicht erreicht. Viel dramatischer ist doch, dass sie so viele Menschen nicht mit ihren Predigten erreicht, während diese gerade zuhören.

Sie schreiben: ‚Ich will sie wieder hören, eure großen Predigten.‘ Was ist für Sie eine ‚große Predigt‘? Und wann haben Sie zuletzt solch eine ‚große Predigt‘ gehört?

Ich kann mich ehrlich gesagt nur an eine einzige Predigt in hunderten Kirchenbesuchen erinnern. Dabei habe ich ein sehr gutes Gedächtnis für Texte. Eine einzige Predigt, an die ich mich erinnere – ist das nicht ein bisschen wenig?

Sie erwähnen die Faktoren Zeitmangel und fehlendes Talent, die zu schlechten Predigten führen. Zeit, eine gute Predigt vorzubereiten und zu halten, können sich Priester eventuell noch nehmen. Aber was ist, wenn sie kein Talent haben? Wie kann man fehlendes Talent wettmachen? Etwa durch Predigtschulung? Oder sollten nur Priester predigen, die Talent haben?

Das mit dem Talent habe ich gar nicht geschrieben – das halte ich auch für falsch. Man kann problemlos lernen, mit Sprache besser zu überzeugen. Das ist kein Hexenwerk.

Sie kritisieren auch die Priesterausbildung? Was stört Sie daran und wie müsste Ihrer Meinung nach eine gute Priesterausbildung aussehen?

Der Fehler entsteht nicht in den Priesterseminaren, sondern danach in den Gemeinden. Dort kopieren junge Priester – egal, wie viel sie anderes davor gelernt haben – die Gemeindepfarrer, die dort schon seltsam sprechen. Sprich, die Sprach- und Predigtbegleitung muss parallel zum Einsatz in der Gemeinde passieren.

Kirche hat ihre Macht verloren, ein Großteil der Bevölkerung glaubt ihr nicht mehr, sagen Sie. Und: Kirche fehlt der Zugriff

auf das Gefühl der Macht über andere. Was bedeutet das für die Kommunikation und Sprache?

Ganz einfach, wenn die Leute mir nicht mehr bedingungslos alles glauben, dann muss ich überzeugender werden. Heute komme ich als Priester nicht mehr nur mit dem Amtsbonus durch. Ich muss in der Verkündigung etwas leisten.

Ihrer Meinung nach müssen Theologen oftmals Positionen vertreten, die sie selbst nicht leben, und deshalb käme nur „verschwurbelte Unverständlichkeit“ dabei heraus. Wie kann dieses Dilemma gelöst werden?

Es braucht mehr Mut der Theologen selbst, zu sagen, was sie glauben. Es braucht klare Ansagen der Bischöfe, dass theologischer Diskurs auch öffentlich erwünscht ist – und zwar auch in den Fragen der persönlichen Lebensführung.

Da die Zahl der Kirchgänger immer stärker zurückgeht, müssen Prediger sich statt Kirchen nicht neue Orte und Momente der Predigt suchen? Welche Orte und Momente könnten das sein?

Interessanterweise gibt es ja richtig gute Prediger. Deren Kirchen sind voll. Brauchen wir neue Orte oder eine neue Qualität am alten Ort?

Ist die Sprache der Kirche elitär? Schließt sie Menschen aus, die nichts mit Metaphern, Parabeln, Gleichnissen oder altgriechischen Vokabeln anfangen können?

Schlicht ja.

Was gehört Ihrer Meinung nach zu einer guten Sprache der Kirche? Was muss die Kirche dafür über Bord werfen und hinter sich lassen?

Eine gute Sprache ist echt und klingt echt. Ich darf in Stimmlage, Ton und Text nicht ein völlig anderer Mensch werden, wenn ich predige. Aber genau diese Änderung passiert ständig. Da werden seltsame Satzmelodien plötzlich gesprochen und die meisten Texte sind den Predigern selbst peinlich, wenn sie drüber nachdenken. Das zu ändern klappt nur durch eine neue Feedbackkultur und durch Selbstbeobachtung.

Am Schluss Ihres Buches beschreiben Sie, wie Sie in einer fremden Gemeinde am Werktaggottesdienst teilnehmen und niemand der anderen Kirchgänger Kontakt zu Ihnen aufnimmt. Ihre Schlussfolgerung: Gottesdienstbesucher sehen sich nicht als Gastgeber, sondern als Besucher, und vergeben so Chancen der Kontaktaufnahme. Das heißt, nicht nur die Sprache der Priester muss besser werden, sondern auch die der Kirchgänger und Kirchenmitglieder selbst?

In unseren Kirchen können wir viel zu oft wirklich kaputte soziale Systeme beobachten. Da setzen sich die Mitglieder einer „Gemeinschaft des Glaubens“ so weit wie möglich auseinander, da interagiert man nicht, da schweigen alle und haben dicke Jacken an, weil es so kalt ist. Wie soll ich mich denn in so einer Gruppe wohlfühlen? In jede Familie, in der man sich so verhält, holen wir einen Familientherapeuten.

Wie kann diese „kollektive Form der kommunikativen Verwahrlosung innerhalb unserer Kirche“, wie Sie es nennen, systematisch geändert und in eine Willkommenskultur verwandelt werden?

Wenn so wenige nur noch kommen, dann sind die meisten Kirchenräume schlicht zu groß. Wir müssen wieder hinbekommen, was der Gottesdienst immer war: Ein Gemeinschaftstreffen. Schon die frühen Christen trafen sich in Wohnzimmern und Hauskapellen. Vielleicht müssen wir anerkennen, dass wir den großen Raum nicht voll bekommen und darum Gottesdienst im Kleinen feiern, weil man sich dort begegnen kann.

Im Interview mit katholisch.de werden Sie zitiert mit dem Satz:

„Es wäre so schlau, wenn die Kirche es schaffen würde, draußen zu erzählen, wie sie drinnen wirklich ist.“ Wie kann Kirche das spannend erzählen?

Ich war auf dem Katholikentag in Leipzig. Da erlebe ich, was alle in der Kirche erleben: Nahbare Bischöfe und viele herzliche Menschen. Man kennt sich, spricht sich an, schüttelt einander die Hände, umarmt Freunde. Für jemanden, der nicht in der Kirche Zuhause ist, bleibt das unsichtbar. Da wirken Bischöfe stets unnahbar, da glaubt man nicht, dass die Leute sich in der Kirche wohl fühlen. Das kann man tatsächlich dadurch ändern, indem man stärker in allen Publikationen das Menschliche in den Mittelpunkt rückt statt immer nur formale Formen, Gewänder und Strukturen.

Ihnen fehlt eine etablierte und gelebte Feedback-Kultur in der Seelsorge. Was wäre für Sie eine gute Feedback-Kultur der Kirche?

So simpel es klingt: Eine Kultur, in der man auch einen theologischen Text wegen seiner Form ehrlich kritisiert, ohne Angst zu haben, dass der andere sich in seinem Glauben verletzt fühlt. Daran scheitert es doch schon oft.

Was kann religiöse Sprache besser als andere Sprachen – wenn man sie gut beherrscht?

Religiöse Sprache kann in meinen Augen das Unsagbare aussprechen. Sie braucht dafür nicht immer nur Worte. Manchmal hält man einem trauernden Menschen einfach die Hand. Ein Andermal gibt man einem Zweifelnden mit ein paar ganz bewusst poetisch klingenden Worten Halt. Das sind die starken Momente religiösen Sprechens. Diese Wirkmacht ist so stark, dass wir sie bewusst einsetzen sollen. Es ist eine Sprache für existenzielle Momente, für Tod, Verzweiflung, Liebe und Entsetzen. Deshalb bin ich der Überzeugung, dass man sie genau wie Medizin denken muss. Es ist eine Sprache der Heilung, die nicht überdosiert werden darf. Sprich: Sparsam damit umgehen und nicht ständig und überall einsetzen. Wenn eine Situation grade nicht wichtig ist, dann müssen auch Theologen nicht wichtig tun.

Sie sind Kommunikationsberater und Polit-Prof: Wie würde das Politiksystem handeln, wenn es Ihren Spiegel vorgehalten bekommen würde?

Die Politik bekommt diesen Spiegel täglich vorgehalten. Sie können ja als Politiker kaum unkommentiert und unkritisiert sprechen - und am Wahltag, da bekommen Sie die Quittung. Von demher ist es in der Politik ganz normal, sich immer wieder neu denken, erfinden und sprechen zu müssen. Andernfalls verlieren Sie ihre Mehrheit, ihre Existenz und nicht zuletzt ihre Macht. Das zu vermeiden ist beständiges Bestreben politischer Akteure und damit wird fortlaufend versucht, sich zu verbessern. Wohl gemerkt nicht immer mit Erfolg - aber eben versucht wird es beständig.

Wo finden Sie gute Beispiel für das, was Sie gerne mehr hätten?

Auf Beerdigungen. Im Zwiegespräch mit Theologen auf einer kleinen Steinmauer im Weinberg. Am Telefon, wenn ich mit Theologen darüber rede, was sie eigentlich hätten sagen wollen, bevor sie anfangen ihren künstlich klingen Predigten zu schreiben.

Erzählen Sie bitte von Ihrer Initiative „Valerie und der Priester“.

Valerie und der Priester ist eines der größten Verkündigungsprojekte der Deutschen Bischofskonferenz. Ich habe das Format entwickelt und produziere es mit meinen Kolleginnen und Kollegen. Es versucht vier Herausforderungen zu lösen:

1. Die Kirche zeigt sich zu oft als Behörde und zu selten als einen Kosmos menschlicher Beziehungen.
2. Kirchlichen Akteuren fällt es schwer, sich verständlich auszudrücken.
3. Über Kirche wird in Medien meist nur negativ berichtet.
4. Für Kirchenferne ist ein Priesterleben komplett fremd.

Um das alles zu lösen, haben wir eine junge ostdeutsche, kirchenferne, gut ausgebildete Journalistin engagiert. Sie zieht für ein Jahr nach Münster-Roxel und begleitet einen katholischen Priester. Sie hat komplette journalistische Freiheit in der Beschreibung dessen, was sie dort erlebt. Sie schaut mit ihrer weiblichen, links-liberal-feministischen Sicht auf das Leben des Priesters. Ihr Auftrag lautet: Versuche mal zu verstehen, warum der Priester ist und das macht und was die Beobachtung dessen an Dir selbst verändert. Und das beschreibt Valerie Schönian live ein Jahr lang für das Publikum auf einem Blog, auf Facebook, twitter und youtube. Die Resonanz ist riesengroß. Wir erreichen 500.000 Menschen mit dem Format. Das Erfrischende: Die Kirche wird plötzlich menschlich, man versteht's, die Medien greifen die Geschichte positiv auf und ein ganzes Priesterleben wird verständlich.

Sie zahlen Kirchensteuer, sind aber kein aktives Mitglied einer Pfarrgemeinde. Was muss passieren, damit Sie sich in Ihrer Pfarrgemeinde engagieren würden?

Muss eine Pfarrgemeinde mein Ort in der Kirche sein?

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)





Foto: © 31M

Im Interview: Ulrich Lota

wissen/nicht wissen: Der mediale kirchliche Analphabetismus

Herr Lota, würden Sie sagen, dass es Verständnisprobleme zwischen Kirche und Gesellschaft gibt?

Ja, die gibt es.

Worauf basiert Ihrer Meinung nach das größte Verständnisproblem?

In einer zunehmend pluraler und säkularer werdenden Gesellschaft fehlt es der Öffentlichkeit schlichtweg an einem Grundwissen Kirche. Die Zeit der Volkskirche ist vorbei. Die so genannten beiden großen Kirchen sind zwar nach wie vor groß, stehen aber im Wettbewerb um Aufmerksamkeit mit anderen Gruppen. So ist beispielsweise öffentlich nicht vermittelbar, dass es nicht die katholische Kirche in Deutschland gibt. Wir sind nicht ein Konzern mit vielen Filialen, sondern ein ‚Unternehmen‘ mit heterogenen Strukturen.

Gibt es eine Art ‚kirchlichen Analphabetismus‘, wenn Kirche mit Journalisten kommuniziert und wenn auf der anderen Seite Journalisten mit und über Kirche kommunizieren?

Zweifellos gibt es einen kirchlichen Analphabetismus. Und richtig ist auch, dass es hier und da in der Kirche einen medialen Analphabetismus und eine gewisse Medienangst gibt. Dennoch: Die Medienarbeit der Kirche hat sich in den zurückliegenden Jahren enorm professionalisiert. Im Übrigen ist es mir egal, ob ein Journalist, der über Kirche schreibt, gläubig ist oder nicht. Er muss aber sein journalistisches Handwerk verstehen. Dazu gehört für mich vor allem auch die wichtige Eigenschaft, sich als Journalist mit einem Thema ergebnisoffen zu beschäftigen.

Auf welche Hürden treffen Sie, wenn Sie mit Journalisten zusammenarbeiten oder sich mit Ihnen austauschen?

Das größte Hindernis besteht darin, dass manche Journalisten ihre eigenen Klischees oder Vorurteile über Kirche nicht hinterfragen.

Wie empfinden Sie generell die öffentliche Rezeption kirchlicher Inhalte?

Grundsätzlich gut.

Wird das, was von Kirchenvertretern gesagt wird, auch immer korrekt von Journalisten wiedergeben oder interpretiert?

Über Kirche und Kirchliches wird in der Regel journalistisch fair und differenziert berichtet. Allerdings neigen manche Medien dazu, mit Blick auf Auflage und Quote bestimmte Themen zu skandalisieren oder bewusst einseitig darzustellen. Da wiederum teilen wir das Schicksal mit



Ulrich Lota, Jahrgang 1959, ist Leiter der Stabsabteilung Kommunikation im Bischöflichen Generalvikariat Essen und Pressesprecher des Bistums Essen.

Lota hat Journalistik und Politikwissenschaft an der TU Dortmund (Dipl.-Journ.) studiert. Danach arbeitete er zunächst als Volontär und dann als Redakteur bei der Neuen Rhein/Ruhr Zeitung in Essen. Seit 1995 ist er beim Bistum Essen beschäftigt. Ulrich Lota ist Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der (erz-)bischöflichen Pressesprecher (2002- 2016), Mitglied der Landesmedienkommission NRW (seit 2010) und Mitautor des Handlexikons „Katholisch A-Z“ (Herder-Verlag, 2009).

anderen gesellschaftlichen Gruppen.

Wie schätzen Sie den Stellenwert kirchlicher Nachrichtenwerte ein? Haben sie bei Journalisten dieselbe Priorität wie andere Mitteilungen?

Wenn ich mir unseren täglichen Pressespiegel ansehe, habe ich keinen Grund zur Klage. Unsere Themen kommen in den Medien vor – mal mehr, mal weniger.

Rücken kirchliche Botschaften in den Medien also nicht, wie hin und wieder behauptet wird, in den Hintergrund?

Mein Eindruck ist, dass die Stimme der Kirche immer noch gefragt ist. Bei großen gesellschaftlichen Fragen und Problem wollen Journalisten wissen, was die Kirche dazu sagt: ob im Umgang mit Lebensanfang und Lebensende, ob zum Umgang mit Flüchtlingen oder Menschen in Notlagen.

Wie kann man erreichen, dass Journalisten Kirche und ihre Inhalte besser verstehen? ‚Übersetzen‘ Sie zum Beispiel kompliziertere Angelegenheiten, Entscheidungen oder Botschaften?

Zunächst einmal ist es wichtig, die Kolleginnen und Kollegen auf der ‚journalistisch anderen Seite‘ gut zu kennen. Uns sind gute Kontakte zu Journalisten und Redaktionen sehr wichtig. Von kirchlichen Pressestellen kann im Übrigen erwartet werden, dass sie die oft unverständliche ‚Kirchensprache‘ gut verständlich ‚übersetzen‘. Richtig ist auch, dass wir sehr viel mehr erklären müssen, als wir es früher getan haben. Dafür gibt es in unserem Pressedienst beispielsweise „Das Stichwort“ oder in unseren sozialen Medien kleine ‚Erklärfilme‘.

Müssen Foren angeboten werden, zu dem Sie Journalisten zu neuen Diskursstrukturen einladen?

Die Informations- und Recherchemöglichkeiten für Journalisten sind heute nahezu unbegrenzt. Neben den vorhandenen Diskursmöglichkeiten wie Pressegespräche und Hintergrundtreffen bedarf es meiner Ansicht nach keiner eigenen Foren.

Welchen Anteil an den Verständnis-Barrieren haben die nicht-kirchlichen Journalisten?

Wer als Journalist etwas nicht versteht, muss fragen. Das gehört zu seinem Job. Niemand muss Theologe sein, um über Kirche zu schreiben, niemand Medizin studiert haben, um über Präimplantationsdiagnostik zu berichten. Was ein Thema ist, unterliegt immer journalistischen Kriterien. Mangelnder Respekt vor einer Institution darf keinesfalls ein Hinderungsgrund sein, sich mit einer Sache journalistisch auseinanderzusetzen. Im Übrigen habe ich diesen mangelnden Respekt bislang nur sehr selten erfahren.

Ist der Eindruck richtig, dass sich kirchliche Medienarbeit zu stark mit dem Kern der treuen Kirchgänger befasst?

Grundsätzlich würde ich diesen Eindruck teilen. Allerdings ist auch festzustellen, dass die kirchliche Medienarbeit immer stärker auch die treuen Kirchenfernen in den Blick nimmt und sich medial neu aufstellt.

Der Vorstandsvorsitzende der Hubert-Burda-Medien AG, Paul-Bernhard Kallen, hat die Kirchen auf dem katholischen Medienkongress 2014 aufgefordert, sich aktiver in gesellschaftliche Kommunikation einzumischen. Dazu müsste sich Kirche auf die Veränderungen der Medien einstellen und zugleich müsse die Qualität der Beiträge stimmen. Hat er Recht?

Ja, er hat nach wie vor Recht. Die Kirche muss sich – wie andere gesellschaftliche Gruppen auch - auf den raschen Medienwandel und das veränderte Mediennutzungsverhalten einlassen und einstellen.

Lässt sich für Kirche eine Medienangst konstatieren, die aus

einem Missverstehen von Journalismus und dessen Arbeitsweise resultiert?

Wo immer in der Kirche diese Medienangst festzustellen ist, resultiert sie tatsächlich daher, dass die Arbeitsweise von Journalisten nicht verstanden wird.

Warum sprechen Kirchenleute wie Bischöfe oder Pfarrer im 21. Jahrhundert immer noch im ‚Kirchensprech‘? Warum wird sich nicht an moderne Sprech- und Hörgewohnheiten angepasst?

Ehrlich gesagt: Das wüsste ich auch gerne! Ganz sicher haben es viele nicht anders gelernt oder glauben einfach, dass diese Sprache Kirche ausmache.

Welchen Anteil an diesen Verständnis-Barrieren hat dieser sogenannte Kirchensprech?

Der Anteil ist sehr hoch. Wer versteht schon kirchliche Lehrschreiben oder Hirtenworte? Wer hatte nicht schon Lust, einen Prediger aufzufordern, besser ein Gebet zu sprechen? Manchem gelingt es nicht, sich aus dem theologisch-wissenschaftlichen Elfenbeinturm in den ganz normalen Alltag zu begeben. Besonders schlimm wird es dann aber, wenn Reden, Texte und auch Gebete mit hohlen kirchlichen Worthülsen gefüllt werden. Im Übrigen sind viele Kirchenbegriffe heute auch schlichtweg nicht mehr bekannt. Vor einigen Jahren habe ich zum Beispiel erlebt, wie ein promovierter Arzt mich fragte, was es denn bei der Vesper zu essen gebe...

Die Kolleginnen und Kollegen in den bischöflichen Pressestellen wissen um die besondere Problematik und verstehen sich alle als „Übersetzer“. Das gelingt mal mehr, mal weniger gut.

Im Zuge des Missbrauchsskandals an Schutzbefohlenen hat die Journalistenvereinigung Recherche der katholischen Kirche die zweifelhafte Trophäe der schweigsamen Auster überreicht. Analysiert wurde von ‚Laudator‘ Heribert Prantl, die Kirche habe ihre einstmals virtuos beherrschte Fähigkeit des öffentlichen Sprechens ganz verloren. Stimmen Sie zu?

Wie Sie sicher wissen, hat der Sprecher der Bischofskonferenz, Matthias Kopp, den Preis entgegengenommen – und damit mehr Mut gezeigt, als vorherige ‚Preisträger‘. In seiner Gegenrede hat er freimütig eingeräumt, dass die Kirche sicher Fehler in der Kommunikation gemacht habe, zugleich aber dabei sei, diese Fehler aufzuarbeiten. Keinesfalls verschließe sich die Kirche der Kommunikation. Insoweit hat sie auch nicht die Fähigkeit des öffentlichen Sprechens verloren. Allerdings bin ich der Meinung, dass sich Kirche immer als eine lernende Organisation verstehen muss. Da geht sicher noch was...

Kommunikation ist ein Segen. Daran erinnert Papst Franziskus in seiner Botschaft zum Welttag der sozialen Kommunikationsmittel 2015 und der deutsche Medienbischof, Gebhard Fürst, sagt in seiner Erklärung, anlässlich des sogenannten Mediensonntags: „Wir brauchen Kommunikation, die im Dialog zwischen Gott und Mensch zu Vergebung führt.“ – Sie sind Journalist, können Sie uns sagen, wie Sie das machen?

Sorry. Ich bin Journalist – und kein Theologe. Wenn ich Bischof Fürst demnächst treffe, werde ich ihn einfach fragen, was er damit meint.

Der Papst hat in seinem Apostolischen Schreiben „Amoris Laetitia“ der Kindeserziehung ein eigenes Kapitel gewidmet. Darin lässt er einen geordneten Umgang mit Medien ganz selbstverständlich einfließen. Hat Sie das überrascht?

Nein. Der Papst hat richtig erkannt, wie wichtig es heute für Kinder und Jugendliche ist, einen kompetenten Umgang mit Medien zu erlernen. Das ist für mich ein wichtiger Bildungsauftrag der Eltern aber auch der Kirchen.

Inwieweit kommen Sie in Ihrer Funktion als Stabsstellenleiter Kommunikation Ihrer Aufgabe nach, zwischen Kirche und

massenmedialer Öffentlichkeit eine verständigungsorientierte Kommunikation zu platzieren?

Die Frage zeigt mir, dass es nicht nur ‚Kirchensprech‘, sondern auch ‚Mediensprech‘ gibt. Aber im Ernst: Das ist natürlich für mein Team und mich eine ständige Herausforderung, so zu kommunizieren, dass unsere Inhalte bei den Rezipienten ankommen.

Gibt es ein „Rezept“, wie der Pressesprecher des Bistums Essen seine Botschaft in einer weithin säkularen Gesellschaft verkündet?

Das Rezept besteht im Wesentlichen darin, die Lebenswirklichkeit wahrzunehmen und sich auf das veränderte Mediennutzungsverhalten einzulassen.

Was wünschen Sie sich von zukünftiger Zusammenarbeit mit Journalisten? Wie sollte journalistische Arbeit aussehen, wenn es um kirchliche Inhalte geht?

Ich wünsche mir, was sich alle wünschen sollten: Dass Journalisten gut recherchieren, kritisch nachfragen und fair berichten.

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN





wissen/nicht wissen: Der mediale kirchliche Analphabetismus

Gibt es auf der kirchlichen Seite eine Medienangst und auf der journalistischen eine atheistische, kirchenferne Grundeinstellung? Wie geht die Öffentlichkeit mit der kirchlichen Selbstdarstellung und -vermarktung um? Und worauf basiert wohl das größte Verständnisproblem zwischen Kirche und Journalisten?

8 knackige Antworten



STATEMENT

Joachim Frank

„Eine lehrende Kirche muss zunächst eine lernende Kirche sein. Diese Einsicht hat der Neutestamentler Thomas Söding im Festakt zum 80. Geburtstag von Kardinal Karl Lehmann formuliert. Lernen. Aber von wem? Am besten von einem Meister,...“

WEITER »



STATEMENT

Christina Aus der Au

„Zunächst: Es gibt weder "die" Sprache der Kirchen noch gibt es "die" Städter. In Zeiten der umfassenden Mobilität können die Menschen nicht mehr nur nach ihrem Wohnort charakterisiert werden. Eine soziale Urbanisierung, also die Ausbreitung...“

WEITER »



STATEMENT

Dr. Thomas H. Böhm

„Von einem „kirchlichen Analphabetismus“ möchte ich nicht sprechen, wenn man damit – so die „analoge“ Auskunft des Brockhaus' – die „mangelhaft oder fehlende Kenntnis oder Beherrschung des Lesens und Schreibens“ versteht. Die Medienabteilungen der Diözesen...“

WEITER »



STATEMENT

Christina Brudereck

„Preacher Slam – das bedeutet gute Unterhaltung & Inspiration. Engagierte Rede, besonders gewählte Worte. Manchmal schnell gesprochen, spontan zusammengereimt. Dazu gehören Lachen,

Augenzwinkern, Gefühl, Sinn & Verstand..."

WEITER »



STATEMENT

apl. Prof. Hermann-Josef Große Kracht

„Der katholischen Kirche wird oft und gerne medialer Analphabetismus attestiert. Und in der Tat: ihre Bischöfe wirken im Umgang mit den Medien mitunter hölzern. Es fehlt ihnen zumeist jene Lockerheit und jener charmante Plauderton, der in der bunten Welt..."

WEITER »



STATEMENT

Astrid Buiting

„Zunächst zum Stellenwert der Predigt für mich im Gottesdienst: Ich besuche einen Gottesdienst, um dem Alltag zu entfliehen, einen bewussten Einschnitt in alltäglichen Handlungen zu setzen und Zeit zu finden, den Alltag, die kleinen und großen Sorgen..."

WEITER »



STATEMENT

Simon Schild

„Eine „Theologie der Begegnung“ ist vor allem eine große Chance. In unserem Setting bedeutet sie, dass unsere Gäste auf Christen treffen, mit denen sie ein paar Tage gemeinsam leben. In dieser Zeit, in der man gemeinsam lebt, spielt, lacht, betet,..."

WEITER »



STATEMENT

Arnd Brechmann

„Offene Frage, offene Antwort: Es kommt darauf an, würde ein Jurist wohl sagen. Ich erlebe erfrischende, wohltuende und aktivierende Predigten, aber auch das komplette Gegenteil davon. Ist es Tagesform, Gewohnheit, Textstelle oder Vorbereitungsintensität..."

WEITER »



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN



**Text: Joachim Frank**

Joachim Frank, geboren 1965 in Ulm, gehört seit 1997 der heutigen Mediengruppe DuMont an. Er ist Chefkorrespondent für die DuMont-Abotitel (Kölner Stadt-Anzeiger, Berliner Zeitung, Mitteldeutsche Zeitung Halle) sowie Autor der „Frankfurter Rundschau“. Regelmäßig ist er als Gastkommentator und Experte für kirchliche und kirchenpolitische Themen in Hörfunk und Fernsehen vertreten. Seit 2015 ist Frank Vorsitzender der „Gesellschaft Katholischer Publizisten“ (GKP), des katholischen Journalistenverbands.

Frank ist Verfasser mehrerer Bücher zu kirchenpolitischen Themen und Autor zahlreicher Aufsätze für Sammelbände und Fachzeitschriften. Im Nebenamt doziert er an der TU Dortmund und am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) München. Er gehört den Auswahlgremien der „Konrad-Adenauer-Stiftung“ sowie des „Cusanuswerks/Bischöfliche Studienförderung“ an und sitzt in verschiedenen Jurys, unter anderem für den Hessischen Integrationspreis und den

„Herr Frank, worauf basiert Ihrer Meinung nach das größte Verständnisproblem zwischen Kirche und journalistischer Öffentlichkeit und wie äußert sich dieses? Können Sie Beispiele zu Kommunikationsproblemen zwischen Kirche und Medien nennen, die Sie selbst erfahren haben?“

Eine lehrende Kirche muss zunächst eine lernende Kirche sein. Diese Einsicht hat der Neutestamentler Thomas Söding im Festakt zum 80. Geburtstag von Kardinal Karl Lehmann formuliert. Lernen. Aber von wem? Am besten von einem Meister, der etwas zu bieten haben, was der Lehrling noch nicht weiß oder noch nicht kann. Die Kirche als lernendes System hat immer dann am meisten profitiert, wenn sie das ihr Unbekannte aufgegriffen und daraus erkannt hat, woran es ihr fehlt. Das Kirchenbild einer „societas perfecta“ stand dieser Haltung erkennbar im Weg. Das Paradigma des „pilgernden Volkes Gottes“ hingegen ist offen für Ergänzung und Bereicherung. Södings Bochumer Kollege, der Pastoraltheologe Matthias Sellmann, spricht gern vom Gewinn durch „Fremdprophetie“: sich von außen sagen lassen, was einem mangelt; schauen, was die anderen gut oder gar besser machen.

In der Vergangenheit haben Theologie und Seelsorge das Know-how verschiedenster Disziplinen integriert, etwa der Psychologie und Soziologie. Unter dem Eindruck struktureller Krisen kamen Betriebswirtschaft, Organisationsmanagement und Marketing dazu. Nicht immer waren und sind diese Lernversuche frei von skurriler Beflissenheit und Übereifer. Das gilt besonders dann, wenn die Fremdpropheten fälschlich zu Heilsbringern werden. Neuerdings ist ein Themenfeld in den Blick gekommen, auf dem kirchliche Akteure zuvor allenfalls oberflächlichen Beratungsbedarf gesehen oder sich gar beratungsresistent gezeigt haben, weil sie dieses Feld gewissermaßen als ihr ureigenes Territorium mit einer ihnen eigenen „Kompetenz-Kompetenz“ (Michael Ebertz) beansprucht haben: die Kommunikation.

Die Kirche, heißt es nicht zu Unrecht, ist das älteste Kommunikationsunternehmen der Welt. Ja, sie ist selbst ihrem Wesen nach Kommunikation. Sie soll dem „Wort, das Fleisch geworden ist“, in Raum und Zeit Stimme geben. Misslingt ihr das, ist das also kein bloßer Betriebsunfall, sondern Systemversagen. Deshalb sind die Warnungen vor einem kirchlichen Sprachverlust, vor einem aneinander vorbei oder über die anderen hinweg Reden so alarmierend. Das „Kirchisch“ ist ein Dialekt, der zwar immer sogleich erkannt, aber immer weniger verstanden wird. Zum Beweis genügt es, sich eine Woche lang im öffentlich-rechtlichen Rundfunk durch die Morgenandachten zu hören. Sie fallen im Programmfluss weniger durch die Inhalte auf (beziehungsweise ab) als durch die Art, wie sie formuliert und vorgetragen werden.

Auf die Misere der kirchlichen Verkündigung, selbst ein Wort aus dem „kirchischen“ Repertoire, hat der Kommunikationsberater Erik Flügge mit seinem Buch „Der Jargon der Betroffenheit“ reagiert. Es

Deutschen
Schülerzeitungspreis.

2014 wurde er mit dem
Wächterpreis ausgezeichnet
und für den Henri-
Nannen-Preis (Investigatives)
vornominiert. Im selben Jahr
erhielt Frank den Deutschen
Lokaljournalistenpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung,
2012 den 1. Preis im
Wettbewerb um den „DuMont
Journalistenpreis“.

handelt davon, „wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ (Untertitel), und will erreichen, dass „das Christentum nicht mehr im Sprechen seine Chance auf Verkündigung verspielt“ (Vorwort). Flügge ist damit ein Fremdprophet im besten Sinne des Wortes.

Mit ein paar Rhetorik-Kursen ist es gewiss nicht getan, obwohl diese wenigstens die größten handwerklichen Scharfen kirchlicher Rede ausweiten könnten, über die Flügge sich zu Recht wahlweise amüsiert und echauffiert: die falschen Betonungen, den ungelinkten Satzbau, die gestelzte Wortwahl und vieles mehr. Flügge empfiehlt den Seelsorgern vielmehr, sie sollten zu den Menschen so von Gott reden, wie sie es „bei einem Bier“ am Tresen täten. Als Versuchsanordnung mag das hilfreich sein. Doch Flügges Rat enthält einen doppelten Kategorienfehler: Die Kirche ist keine Kneipe, und von Gott redet es sich nicht wie von König Fußball. Schon deshalb nicht, weil es für die kirchliche Rede von Gott eine Referenz gibt, an der so leicht kein Weg vorbeigeht: die Bibel, das Wort Jesu Christi. Macht es „wie der Chef!“, ruft Flügge den Kirchenleuten zu: Redet bildmächtig und lebendig mit den Leuten! Selbst wenn sie sich das gesagt sein lassen und so reden möchten, „wie der Chef geredet hat“, brauchen sie den Bezug auf das, „was der Chef geredet hat“. Flügge macht sich einerseits lustig über das gut gemeinte Bemühen von Pfarrern und Kaplänen um ein modernes Sprachspiel. Andererseits zeigt er sich genervt von altbackenen Metaphern und Sprachbildern. Als Beispiel führt er die Rede vom „Sauerteig“ an. Er habe noch nie selbst gebacken, sondern kaufe sein Brot beim Bäcker. Folglich sei ihm fremd, was mit dem Bildwort vom Sauerteig gesagt sein soll. Damit markiert Flügge präzise das Dilemma christlicher Predigt: Ohne den Rückgriff auf ihre „Basisurkunde“ hätte sie nichts Eigenes mehr zu sagen. Für die Kirche als Markenartikler muss Unverwechselbarkeit geradezu ein notwendiger Anspruch sein. Doch wenn sie ihren Markenkern in einer Sprachform offeriert, die als zeitgemäß, zugewandt und (geistes-)gegenwärtig wahrgenommen werden soll, wirkt das allzu oft unbeholfen, anbiedernd, ja peinlich. Und zwar, im ursprünglichen Sinn des Wortes „Pein“: so schmerzhaft wie schmerzlich für alle, denen (wie Flügge) an der Kirche liegt.

Was also tun? In Flügges Buch findet sich der Schlüsselbegriff, der – wie fast immer in solchen Fällen – nicht neu ist. Vermutlich lässt das Wort „authentisch“ so manchen kirchlichen Akteur, enerviert von siebengescheiten Experten und ihren Powerpoint-Präsentationen, aufstöhnen: „Authentisch“ – ach nein, bitte nicht schon wieder! Einem totgerittenen Pferd die Sporen geben – wie soll uns das voranbringen? Die Aversion wäre verständlich. Aber sie erstreckt sich bekanntlich auch für „Soziologengewäsch“, „Psychokacke“ und „McKinsey-Gefloskel“, und sie verhindert damit das Lernen vom Fremden.

Was „Authentizität“ in der Sprache zuallererst bedeutet: Nicht antrainierte Technik ist gefragt, sondern erfahrenes Leben. Die konstruierten Geschichten und Anekdoten, die Flucht in die theologischen Formeln machen nur offenbar, dass einer nicht weiß, wovon er redet; nicht darüber reden kann, was er glaubt; oder nicht glaubt, was er redet. Dagegen steht, was Dietrich Bonhoeffer vor mehr als 70 Jahren unnachahmlich und unübertrefflich formuliert hat. Seine „Gedanken zum Taufstag“ müssten auf Kirchen-Computern vorinstalliert sein. Nur verlangt ihre Anwendung den Nutzern mehr ab als die Aktivierung der Rechtschreib-Kontrolle im Textverarbeitungsprogramm.

„Wir sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen. Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und Heiliger Geist, was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was Leben in Christus und Nachfolge Christi heißt, das alles ist so schwer und so fern, dass wir es kaum mehr wagen, davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es noch fassen und aussprechen zu können. Das ist unsere eigene Schuld. Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums

muss neugeboren werden aus diesem Beten und aus diesem Tun... Der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert... Bis dahin wird die Sache der Christen eine stille und verborgene sein; aber es wird Menschen geben, die beten und das Gerechte tun und auf Gottes Zeit warten.“

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Christina Aus der Au**

Christina Aus der Au wuchs in der Schweiz auf und studierte Philosophie und Rhetorik in Tübingen, dann Theologie in Zürich. Sie habilitierte sich in Basel zum Menschenbild in Theologie und den Neurowissenschaften und ist seit 2010 die Theologische Geschäftsführerin am Zentrum für Kirchenentwicklung an der Universität Zürich. Zudem ist sie Verwaltungsrätin der Alternativen Bank Schweiz und Mitglied im Vorstand des Deutschen Evangelischen Kirchentags. Im Reformationsjahr 2017 ist sie die Präsidentin des Kirchentags in Berlin und Wittenberg. Sie wohnt mit Mann und achtjähriger Tochter in Frauenfeld/Schweiz.

„Frau Aus der Au, Sie haben zusammen mit anderen das Buch "Urbanität und Öffentlichkeit" herausgegeben, das den Untertitel "Kirche im Spannungsfeld gesellschaftlicher Dynamiken" trägt. Stimmen Sie zu, dass die Sprache der evangelischen und katholischen Kirche besonders Städtern fremd geworden ist? Falls ja, wo sehen Sie die Ursachen?“

Zunächst: Es gibt weder "die" Sprache der Kirchen noch gibt es "die" Städter. In Zeiten der umfassenden Mobilität können die Menschen nicht mehr nur nach ihrem Wohnort charakterisiert werden. Eine soziale Urbanisierung, also die Ausbreitung städtischer Sozial-, Wohn-, Lebens- und Wirtschaftsformen, prägt weite, auch ländliche Gebiete Deutschlands und der Schweiz. Dazu gibt es in der Stadt wie auch auf dem Land zwar noch die traditionellen Formen des Kircheseins, die Kirche im Dorf, der klassische Gottesdienst, die alten Kirchenlieder, in denen sich vor allem ältere Menschen zuhause fühlen. Hinzu kommt aber auch eine Vielfalt von weiteren kirchlichen Angeboten, die ältere und jüngere Menschen mit ganz unterschiedlichen Interessen und "Sprachen" ansprechen: Kulturkirchen und kirchliche Hiphop-Gruppen, Motorradgottesdienste und Waldgottesdienste, die Jugendkirche unter dem Eisenbahnviadukt mit wlan und Sommerkonzerten und die Kirche als Hipster-Café mit gesponserten Kaffees und Hilfsangeboten bei Steuererklärungen und Schulproblemen.

Dass es aber offenbar trotz all dieser Angebote ein Kommunikationsproblem gibt zwischen den Kirchen und vielen Menschen, unabhängig von Stadt oder Land, das lässt sich an den schwindenden Mitgliederzahlen ablesen. Oder auch am Verkaufserfolg eines Buches mit dem Untertitel Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt. Darin wütet der Autor über den kirchlichen "Jargon der Betroffenheit" und die "erdrückende Ganzheitlichkeit". Und erntet umwerfend viele Reaktionen – die meisten erleichtert, dass jemand sich traut, dermassen Klartext zu reden. Offenbar fehlt das den Kirchen: der Klartext. Laut und verständlich das Evangelium verkündigen. Auf gut reformatorisch: Gott hat die Menschen in Jesus Christus befreit und erlöst. Allerdings könnte auch dies daran scheitern, dass die urbanisierten Menschen mit Gott nicht viel anfangen können. Dass sie nicht wissen, wer Jesus Christus ist. Und ihnen Erlösung viel zu abgehoben daher kommt.

Diese Botschaft kommt aber vielerorts auch frisch und verständlich daher – und wird auch in Taten übersetzt: in bedingungslose Zuwendung, in mutmachende Unterstützung und in fröhliche Gemeinschaft. Und damit sind wir wieder bei den vielfältigen Angeboten, bei denen sich Menschen fröhlich engagieren. Diese Sprache wird erstaunlich oft verstanden – sowohl von denjenigen, welche diese Angebote gerne nutzen, als auch von denjenigen, die selber im Moment nichts davon brauchen, aber Kirche für andere unterstützen wollen. Oder die ahnen, dass sie auch einmal froh darum sein könnten, dass es noch Menschen gibt, welche diese Botschaft der

Kirche verkörpern und weitererzählen. Die von der Freiheit erzählen, die befreit von der Sucht nach Anerkennung und Grösse. Und von Gott, in dessen Hand wir fallen, wenn alles andere zusammenbricht. Das ist dann nicht "die Kirche", die spricht, sondern einfach Menschen, welche das selber irgendwie erfahren haben. Aber diese Menschen, ihr Reden und ihr Tun – das ist alles, was es an Kirche auf Erden gibt.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Dr. Thomas H. Böhm**

Dr. Thomas H. Böhm, arbeitet seit 2010 als Dekanatsreferent in der Diözese Rottenburg-Stuttgart und ist dort für zwei Dekanate im Norden der Diözese zuständig. Er hat vorher selbst u.a. im Medienbereich als Verlagslektor gearbeitet. Nicht nur in seiner Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Praktische Theologie der Universität Innsbruck bis 2006 hat er sich mit vielen Medienthemen auseinandergesetzt – insbesondere mit der Frage der Präsenz von Kirche in den Medien und dem Phänomenen einer „Medienreligion“. Er ist nicht nur Theologe, sondern hat auch eine Ausbildung in Öffentlichkeitsarbeit und Marketing.

„Herr Böhm, glauben Sie, dass es einen kirchlichen Analphabetismus gibt, wenn Kirche mit Journalisten kommuniziert und wenn auf der anderen Seiten Journalisten mit und über Kirche kommunizieren? Gibt es auf der kirchlichen Seite eine Medienangst und auf der journalistischen eine atheistische, kirchenferne Grundeinstellung? Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?“

Von einem „kirchlichen Analphabetismus“ möchte ich nicht sprechen, wenn man damit – so die „analoge“ Auskunft des Brockhaus' – die „mangelhaft oder fehlende Kenntnis oder Beherrschung des Lesens und Schreibens“ versteht. Die Medienabteilungen der Diözesen waren wohl noch nie so groß und haben noch nie so professionell gearbeitet wie heute. Bischöfe werden für den Umgang mit den Medien geschult und das Internetportal www.pfarbrieftservice.de etwa bietet fundierte Hilfe für Redaktionen von Gemeindebriefen an.

Kann angesichts dieser breiten Initiativen von „kirchlichen Analphabetismus“ die Rede sein? Ich glaube nicht: Das „Handwerkszeug“ für den Medienbereich wird auch innerhalb der Kirche(n) breit vermittelt und meist professionell angewandt.

Jenseits des Analphabetismus: Respektvoll und offen Kommunizieren

Doch das hier angesprochene Problem sitzt tiefer. Es betrifft aber nicht nur die Schwierigkeiten, die die Kirche mit den Journalisten hat – oder umgekehrt –, sondern jede Form der Kommunikation. Denn gelingende Kommunikation – sei sie so oder so medial vermittelt – ist nicht selbstverständlich. Sie ist immer „gefährdet“, sie bleibt ein „Risiko“. Damit sie gelingt, ist nicht nur „Handwerkszeug“ notwendig, sondern noch vieles anderes: die Bereitschaft, dem anderen zuzuhören, ihn verstehen zu wollen und auf ihn konkret zu antworten; die Fähigkeit, die eigenen „Denkmuster“ zumindest bis zu einem gewissen Grad auf den anderen einzustellen; die Offenheit, sich anfragen zu lassen...

Die oben gestellte Frage würde ich gerne in den eben skizzierten Gesamtzusammenhang stellen. Wenn der Respekt vor der Kommunikation, der notwendig ist – denn jede wechselseitige Kommunikation ist „Wagnis“ –, lähmt, dann stellt sich Angst bzw. Medienangst ein.

Dass Kirche von dieser Angst besonders betroffen ist, ist plausibel. War sie es doch lange Zeit gewohnt, im „Verlautbarungsstil“ zu kommunizieren und sie ist deshalb für eine dialogische Kommunikation, die sich auch „aussetzt“, nur beschränkt gerüstet. Insbesondere die katholische Kirche (fokussiert auf ein enges Verständnis von Lehramt) verstand sich lange als alleinige Vermittlerin der Wahrheit.

Traditionsbedingt ist sie deshalb auch weniger gewohnt, die vorausgehende Anerkennung der Andersheit des Anderen als konstitutiv für gelingende Kommunikation anzusehen. Setzt Kirche dies nicht oder nur halbherzig voraus, liegt schnell der Vorwurf nahe, der andere sei kirchenfern oder atheistisch.

Produktive Spannung: Gegensätze ermöglichen Neues

Das Ernstnehmen des Anderen in seiner Eigenheit ist grundlegende Voraussetzung für die Kommunikation in der modernen Gesellschaft. Sie eröffnet Kirche, wenn sie sich wirklich darauf einlässt, die große Chance, ihre eigenen Standpunkte zu überdenken oder auch zu profilieren. Sie entdeckt so Dinge und „Wahrheiten“, die ihr unter Umständen sonst verschlossen geblieben wären. Ängstlich der Kommunikation mit Journalisten auszuweichen ist deshalb der falsche Weg. Vor einer – vermeintlichen oder echten – Kirchenferne der anderen und der Medienschaffenden brauchen Kirchenleute keine Angst zu haben. Denn gerade die „von außen“ kommenden Fragen können dazu beitragen, das eigene Selbstverständnis zu reflektieren, zu vertiefen und heute neu sprachfähig zu werden.

Der „Missbrauchsskandal“ aus dem Jahr 2010 erhielt nicht zuletzt durch die mediale Berichterstattung seine Dynamik. Das war zunächst für die Kirche nicht nur nicht angenehm, sondern zutiefst schmerzlich. Doch wohl nur so konnte klar(er) werden, dass es in der Öffentlichkeit nicht um den Schutz der Organisation „Kirche“ geht, sondern um die Frage, wie das Evangelium als frohe Botschaft in Wort und Verhalten in der jeweiligen Zeit präsent wird. Und dabei spielt eben der angemessene, faire und positiv fördernde Umgang mit Kindern und Jugendlichen eine wichtige Rolle.

Andererseits kann Kirche ihre Medienangst produktiv transformieren und den Respekt vor dem Kommunikationsgeschehen an sich, das eben nicht allein „handwerklich“ und von vorneherein „machbar“ ist, zum allgemeinen Thema machen. Denn die Grundbedingungen moderner – medialer und nicht-medialer – Kommunikation betreffen nicht nur die Kirche, sondern alle. Die Frage nach der Verständigung über „Sprach-“, Mentalitäts- und Milieugrenzen aller Art hinweg ist nicht nur ein „pfingstliches“ und kirchenjahrinternes Thema, sondern betrifft gerade heute unsere ganze Gesellschaft.

Alphabetisierung ist zu wenig: Wirklich ins Gespräch kommen

Gute Kommunikation braucht mehr als die Fähigkeit, sich der medialen und kommunikativen Möglichkeiten angemessen zu bedienen. – Ich möchte das Gesagte mit einem Beispiel aus meinem aktuellen Aufgabenfeld verdeutlichen. Wenn ich für die Öffentlichkeitsarbeit zweier Dekanate verantwortlich bin, so ist die gelingende Pressearbeit das eine. Im lokalen Kontext der Landkreise gelingt es in der Regel recht gut, Pressemeldungen in den regionalen Medien „unterzubringen“ – wenn man das entsprechende „Handwerkszeug“ einigermaßen beherrscht.

Spannender und wirklich kommunikationsfördernder – weil letztlich haltungsverändernd – ist aber etwas anderes. Hier könnte es beispielsweise darum gehen, bei der alle ein oder zwei Jahre stattfindenden Pressenachfrage nach den Austrittszahlen oder dem Prozentsatz der sonntäglichen Gottesdienstbesucher, mit Journalisten wirklich ins Gespräch zu kommen; dabei aufzuzeigen, wie uns die momentane Entwicklung zwingt, Kirche neu und anders zu denken. Aber hier wäre auch wichtig, dass ich durch die kritischen Nachfragen dazu angehalten werde, mir die kirchliche Wirklichkeit nicht allzu schnell wieder argumentativ „zurechtzubiegen“. Denn manchmal hilft zunächst auch nur das nicht beschönigende Aushalten einer Situation weiter, um zu wirklich neuen und tragfähigen Antworten zu kommen. Diese gegenseitige Herausforderung, die Kommunikation bietet, möchte ich nicht vermissen. Sie ist herausfordernd. Diese Kommunikation kann und wird auch immer wieder scheitern. Ich habe Respekt davor. Doch an ihr führt heute für Kirche und Gesellschaft kein Weg vorbei.

**Text: Christina Brudereck**

Christina Brudereck, Jahrgang 1969, lebt als Schriftstellerin in Essen. Sie schreibt, spricht, reimt und reist und verbindet dabei Poesie, Spiritualität und Menschenrechtsfragen. Gemeinsam mit dem Pianisten Ben Seipel bildet sie das Duo 2Flügel. Sie liebt Indien, Südafrika und das Ruhrgebiet, wo sie in einer evangelischen Kommunität lebt.

„Frau Brudereck, Sie haben 2013 einen Preacher Slam gewonnen. Was muss man sich darunter vorstellen und erreicht man mit dieser Art von Predigt nur ein jüngeres Publikum oder auch den klassischen Kirchgänger?“

Preacher Slam – das bedeutet gute Unterhaltung & Inspiration. Engagierte Rede, besonders gewählte Worte. Manchmal schnell gesprochen, spontan zusammengereimt. Dazu gehören Lachen, Augenzwinkern, Gefühl, Sinn & Verstand.

Ein Slam überrascht, berührt, inspiriert. Die Person, die slamt ist ganz bei sich und ganz bei ihrem Publikum, den Zuhörenden. Sie wird sichtbar. Sie ist daher mutig. Sie schätzt ihr Thema und ihre Sprache. Sie liebt Worte und spielt mit ihnen. Sie hat ein Anliegen, eine Botschaft. Sie hat Witz.

Predigt und Kirche werden dauernd bewertet. Aber es fällt uns nicht *direkt* auf. Die Menschen stimmen normalerweise nicht mit Applaus oder Punktevergabe, sondern mit den Füßen ab. Sie verlassen die Kirche, besuchen den Gottesdienst seltener, muten sich keine Predigt mehr zu. Beim Poetry-Slam wie beim Preacher-Slam beurteilt das Publikum jeden Beitrag. Das ist ein spielerischer Umgang mit der Wertung.

Die Zuhörenden einigen sich in Gruppen und verteilen dann jeweils mindestens einen und höchstens zehn Punkte. Am Ende gibt es eine Gewinnerin, einen Gewinner. Neben Punkten äußert das Publikum sich mit Applaus, Raunen und Lachen. Das ist für Predigende eher eine ungewöhnliche Erfahrung. Eine Kanzelrede wird vielleicht mit Nicken oder leichtem Kopfschütteln aufgenommen. Nach dem Gottesdienst bedankt sich der ein oder die andere vielleicht für einen Impuls.

Aber, wie gesagt: Geurteilt wird natürlich auf vielen Ebenen - und sei es mit Kirchenaustritt. Oder mit Nichtbeachtung, weil die Predigt eh langweilig ist...

Beim Slam stellen sich die predigenden Personen dem direkten Feedback des Zuhörenden. Dazu gehört Mut! Aber niemand geht ohne Punkt von der Bühne! Es geht fair zu. Und mit Humor. Diese Idee findet mancher in der Kirche beunruhigend, ich finde sie aufregend und anregend. Außerdem ist die Teilnahme ja freiwillig. Und ich meine: So ein freier Umgang mit dem Wort ist ein Privileg.



NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

[✉](#) [→](#) [📄](#) [↓ PDF](#)



Text: apl. Prof. Hermann-Josef Große Kracht
apl. Prof. Hermann-Josef Große Kracht ist promovierter Philosoph und habilitierter Theologe. Er arbeitet als Akademischer Oberrat am Institut für Theologie und Sozialethik der TU Darmstadt.

„Herr Dr. Große Kracht, wie nehmen Sie die aktuelle öffentliche (Selbst-) Darstellung der Kirche in Deutschland wahr und wie hat sich diese in den letzten Jahren gewandelt? Hat sie sich überhaupt gewandelt und wenn ja, was war der Auslöser? Wie ist das momentane Verhältnis zwischen ‚der Kirche‘ und der deutschen Gesellschaft? Und wie geht die Öffentlichkeit mit der kirchlichen Selbstdarstellung- und -vermarktung um? Gibt es Kommunikationsprobleme?“

Der katholischen Kirche wird oft und gerne medialer Analphabetismus attestiert. Und in der Tat: ihre Bischöfe wirken im Umgang mit den Medien mitunter hölzern. Es fehlt ihnen zumeist jene Lockerheit und jener charmante Plauderton, der in der bunten Welt der Medien gut ankommt. Zudem gibt es erhebliche Unsicherheiten gegenüber dieser als fremd und unberechenbar, wenn nicht gar als latent feindselig wahrgenommenen ‚anderen Welt‘. Zugleich beneidet man ihre prominenten Protagonisten um die allgegenwärtige Präsenz und die enormen Erfolge, mit denen sie sich selbst und ihre Botschaften ‚unters Volk bringen‘, während man selbst mit kirchlichen Inhalten nur noch auf gähnendes Desinteresse zu stoßen meint – ohne zu wissen, ob das überhaupt stimmt. Man wird vermuten dürfen, dass die Bischöfe über diesen Mangel an ‚echten Medientypen‘ unter ihnen ziemlich zerknirscht sind.

Aber: Gehört es zum Anforderungsprofil eines Bischofs, medial gut ‚rüberzukommen‘? Richtet sich die Qualität seiner Arbeit nach seiner medialen Präsenz? Muss er seine diesbezügliche *performance* am Ende gar nach den Standards der Marktforschung evaluieren lassen? Und überhaupt: worum muss es bei kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit eigentlich gehen? Um erfolgreiche Selbstinszenierungen? Um messbare und in kompetitiven *rankings* vergleichbare Besucher- oder Klickzahlen für alte oder neue Formate kirchlicher Praxis und Präsenz? Um smarte City-Angebote eines ‚Cappuccino mit Gott‘, der das Shopping-Vergnügen drum herum aber nicht stören, sondern irgendwie spirituell ergänzen und bereichern soll? Die Kirche also als schnell erreichbarer und fix liefernder Anbieter leicht verdaulicher *spiritual products*? Garantiert ohne Nebenwirkungen? Dieser Eindruck drängt sich auf, wenn man auf manches neue Internet-Angebot, manchen schicken Flyer und manche leichte Pastoralprosa blickt, die den Großstadt-Flaneur im servicegerechten Kirchenladen anlächeln, freundlich und unverbindlich. Kirchliche Marketinginitiativen wollen ihre vermeintlichen Kunden so ‚niederschwellig ansprechen‘ – Spötter sagen auch: belanglos belästigen.

Andererseits: Catholica sind medial alles andere als uninteressant. Sie sorgen oft schon von allein – positiv wie negativ – für hohe Aufmerksamkeit. Und PR-Abteilungen großer Life style-Konzerne dürften hier blass vor Neid werden. So findet das selbstverliebte

Finanzgebaren einzelner Würdenträger eine mediale Resonanz, die ihr in der Sache eigentlich gar nicht gebührt. Jedenfalls hätte man über vergleichbares Fehlverhalten von Managern mittelgroßer Unternehmen wohl nur kurz – und wenig aufgeregt – berichtet. Könnte es sein, dass sich darin nicht allein Kirchenhämee, sondern auch die (wieder einmal) enttäuschte, aber irgendwie immer noch lebendige Erwartung artikuliert: ‚Bei euch aber soll es nicht so sein‘ (Mk 10, 43)?

Wie auch immer: Es gibt jedenfalls sehr viel echte Anerkennung und Wertschätzung, wenn die Kirche ernsthaft und glaubwürdig bei ihrer eigenen Sache bleibt – und ihre ‚eigene Sache‘ ist eben nicht sie selbst. Die Kirche ist dann bei ihrer Sache, sie macht dann ‚kirchliche Öffentlichkeitsarbeit‘, wenn sie mit Engagement und Leidenschaft bei den Armen und Notleidenden ist – und immer dann findet sie in den Medien und bei den Menschen deutliche Sympathie.

Wenn Papst Franziskus notorisch mit dem Fiat fährt, die ‚Globalisierung der Gleichgültigkeit‘ anprangert und zuerst dahin reist, wo man Menschen auf der Flucht ertrinken lässt; wenn der Caritasverband Plakatkampagnen startet, in denen die subtilen Demütigungen unserer Hartz IV-Sozialpolitik ins Bild kommen und ein Gesicht erhalten; wenn beim Fronleichnams-Gottesdienst auf der Kölner Domplatte ein Flüchtlingsboot aus Malta als Altar dient; und wenn sich der Katholikentag hartnäckig weigert, AfD-Politikern eine Bühne zu bieten, dann ist kirchliche Öffentlichkeitsarbeit bei ihrer Sache. Dann vertritt sie sichtbar die Werte und die Botschaft des Evangeliums – und dann wird über sie gesprochen, dann genießt sie hohe mediale Aufmerksamkeit. Allerdings: Die Kirche verhält sich hier widerständig zu unseren Heile Welt-Illusionen. Sie sorgt für Kritik und Kontroversen. Sie irritiert und beunruhigt uns, sie nimmt all das in den Blick, was wir lieber verdrängen und vergessen würden. Aber dies nimmt man der Kirche – merkwürdigerweise – nicht übel. Im Gegenteil: auch diejenigen, die der Kirche wenig Sympathie und Vertrauen entgegenbringen, ahnen wohl irgendwie, dass sie selbst und ihre kalte, sozial zerrissene Welt etwas brauchen, was gerade die Kirche Jesu Christi artikuliert und in Erinnerung hält.

Könnte es also sein, dass die mediale Öffentlichkeit gerade dies von den Kirchen erwartet und erhofft? Und dass niemand locker und leicht daher kommende religiöse Wellness-Angebote will?

Viele Glaubende, viele Suchende und Zweifelnde, viele zaghaft Hoffende spüren jedenfalls, dass die Kirche die ‚Globalisierung der Gleichgültigkeit‘ in einer außer Rand und Band geratenen Arbeits-, Leistungs- und Konsumgesellschaft nicht einfach religiös übertünchen darf. Sie spüren, dass die Kirche ihre Botschaft nicht auf eine Spiritualität der Innerlichkeit reduzieren darf. Und sie erwarten von der Kirche nicht, dass sie mit soften Angeboten ‚niederschwellig‘ und ‚einladend‘ daherkommt. Viele empfinden sogar einen echten Überdruß, wenn sie in Gottesdiensten und Kirchenevents nur auf allzu glaubenssichere, von keinerlei Zweifel berührte ‚Kirchen-Verkäufer‘ treffen, die ihnen immer nur mit Sakro-Pop und der alles zudeckenden Liebe Gottes kommen – und kein theologisches Wort verlieren über das, was mit schreiendem Unrecht, mit stummer Gewalt, mit sprachloser Angst und bodenloser Hilflosigkeit zu tun hat. Die Botschaft des Evangeliums ist jedenfalls eine andere. Und eine Kirche, die nur sich selbst bewerben und verkaufen will, die nur die sentimentale Seichtigkeit eines ‚Alles wird gut‘ im Angebot hat, ist theologisch schon gescheitert – und sie scheint auch medial zu scheitern.

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN



**Text: Astrid Buiting**

Astrid Buiting, 1962 geboren und durch die Jugendarbeit in einer Kirchengemeinde in Essen geprägt, hat Deutsch und katholische Religion für das Lehramt für Sonderpädagogik in Dortmund studiert. Sie ist verheiratet und hat drei Töchter. Sie arbeitet als Sonderschullehrerin an einer Förderschule in Wuppertal und bleibt auf der Suche nach dem Kraft-Ort Kirche.

„Was zeichnet eine gute Predigt/einen guten Prediger aus?“

Zunächst zum Stellenwert der Predigt für mich im Gottesdienst: Ich besuche einen Gottesdienst, um dem Alltag zu entfliehen, einen bewussten Einschnitt in alltäglichen Handlungen zu setzen und Zeit zu finden, den Alltag, die kleinen und großen Sorgen und Gedanken zu ordnen und zu reflektieren. Da ist ein gewohnter ritualisierter Ablauf in einem mir vertrauten Kirchenraum sehr hilfreich, da ich nicht so leicht abgelenkt werde. Groß geworden in katholischer Tradition, kenne ich den Wechsel von Gesang und Wort und vor allem den Wort-Wechsel mit dem Priester gut, sodass mein Hirn sich entspannen kann und Raum lässt für die Reflexion, umgeben von einer Gruppe von Menschen, die mit mir antwortet und mich so mit-trägt. Den Texten der Lesungen mal mehr, mal weniger folgend bin ich dann zur Predigt erholt, wach und neugierig.

Meine Erwartungen sind nicht ganz ohne: soll mich eine Predigt doch dort abholen, wo ich gerade stehe, mich mitnehmen in Zusammenhänge der christlichen Tradition und mir vor allem Impulse geben, Dinge vielleicht mal von einer anderen Seite zu betrachten, etwas Neues in einem mir so vertrauten biblischen Text zu entdecken oder die Aktualität des Themas in meinem Leben zu verstehen. Da ich ein eher visueller und musischer Typ bin, sprechen mich Bilder, Realgegenstände und Musik stark an. Leicht fällt es mir, in einfachen Alltagsgegenständen Symbolhaftes zu erkennen, gerne betrachte ich Bilder und werde vom Prediger mit auf eine Entdeckungsreise zum Verstehen dieses Bildes genommen.

Ein guter Prediger, eine gute Predigerin zieht mich in ihren/seinen Bann, wenn ich das Gefühl habe, die Person ist selbst betroffen, von dem was sie erzählt. Gerne lasse ich mich mitnehmen auf einem Gedankengang, einbeziehen in die Suche nach Sinn oder dem eigenen Platz in einem Bild. Wenn ich das Gefühl habe, der Prediger ist selbst Suchender mit allen „Wenn“s und „Aber“, bin ich ganz Ohr, fühle mit, suche mit – ja und bete mit.

Es ist sicher eine Gabe zu suchen, zu verstehen, sich klein zu machen, demütig und neugierig zu sein und davon auch noch erzählen zu können. Diese Gabe fällt nicht jedem Priester zu. Warum also sollte ein Priester nur seines Amtes wegen die Predigt übernehmen, wenn andere diese Gabe viel mehr in sich tragen?

NACH OBEN



**Text: Simon Schild**

Simon Schild, Jahrgang 1979, leitet den Kirschkamperhof in Krefeld (www.kirschkamperhof.de). Als Sozial- und Kulturpädagoge hatte er die Leitung verschiedener Kinder- und Jugendhäuser (u. a. „die Arche“ München) inne und arbeitet freiberuflich als Referent und Autor sowie als Dozent für Religionspädagogik an der Diakonenbildungsstätte des Neukirchener Erziehungsvereins in Neukirchen-Vluyn. Mit seiner Frau Tabea und zwei Töchtern lebt er in Krefeld.

„Herr Schild, auf dem Kirschkamperhof predigen Sie eine „Theologie der Begegnung“. Was ist darunter zu verstehen und wie erreichen Sie junge Menschen?“

Eine „Theologie der Begegnung“ ist vor allem eine große Chance. In unserem Setting bedeutet sie, dass unsere Gäste auf Christen treffen, mit denen sie ein paar Tage gemeinsam leben. In dieser Zeit, in der man gemeinsam lebt, spielt, lacht, betet, denkt und isst öffnet sich jeder ein Stück, sowohl der ehren- oder hauptamtlich Mitarbeitende wie auch der Gast. Und dann erzählt jeder davon, wie er oder sie in bestimmten Situationen denkt, handelt und entscheidet und warum Jesus in genau dieser Situation zu finden ist. Im besten Falle geschieht dieses Erzählen gar nicht durch Worte, sondern durch das gemeinsame Erleben. Und weil hier so viele Menschen zusammenkommen, erlebt man genauso viele Lebens- und Glaubensentwürfe. Genau das ist es, was Jugendliche erreicht: Die persönliche Ebene des Glaubens. Wir erzählen nicht davon, wie „richtig glauben“ geht. Wer kann schon behaupten, das von sich zu wissen? Wir erzählen, wie sich Glaube in unserem Alltag widerspiegelt. Wie er Entscheidungen und Sichtweisen beeinflusst. Und was Jesus uns bedeutet. Dadurch wird Glaube persönlich, erfahrbar und attraktiv.

„Sie sind leidenschaftlicher Storyteller. Was unterscheidet eine Story-Time von einer „normalen“ Predigt?“

Vor einiger Zeit erzählt ein befreundeter Pfarrer, dass er nur noch Geschichten erzähle und nicht mehr predigen würde. Einmal, so erzählte er, sei nach dem Gottesdienst ein Mann zu ihm gekommen und hätte gesagt, dass die Geschichte ja ganz nett gewesen sei, aber dass man noch dies und das und jenes hätte sagen können. Daraufhin meinte unser befreundeter Pfarrer: „Wenn Sie das alles aus meiner Geschichte herausgehört haben, dann habe ich ja alles richtig gemacht.“

Auf dem Kirschkamperhof lieben wir Geschichten. Weil sie neue Welten schaffen und unsere Welt verständlich machen. Im Prinzip hat Jesus es genauso gemacht. Er hat Geschichten erzählt und darauf gesetzt, dass sie bei den Zuhörern ihre Kraft entfalten. Dafür muss man den Geschichten allerdings vertrauen. Diese Geschichten zu finden, zu schreiben oder umzuschreiben und dann auch so zu erzählen, dass sie in den Köpfen und Herzen der Zuhörer lebendig werden, ist eine Kunst. Diese Kunstform pflegen wir.

Unsere Geschichten stehen aber nie alleine da. Sie sind immer kontextuell eingebettet, sowohl in angeleitete Zeiten, in denen wir durch Gespräche oder kreative und erlebnispädagogische Aktionen den Kern der Botschaft entdecken und ins Leben der Jugendlichen übertragen, wie auch in die oben beschriebene Theologie der Begegnung. Darin steckt der Wunsch, einen mündigen Glauben zu entwickeln, der viel selber entdecken darf und zwei Dinge weiß:

Erstens: Mein Glaube hat einen Wert, so wie er ist. Er ist zwar nie fertig, aber er darf sich weiterentwickeln. Dabei darf ich von anderen lernen, muss aber nicht ihre Antworten nachplappern. Fragen sind schließlich wichtiger als Antworten. Zweitens: Auch wenn wir verschieden sind, gibt es viele Gemeinsamkeiten, weil Gottes Geschichte mit den Menschen nicht nur eine individuelle Geschichte ist, sondern eine kollektive. Wir alle sind eingebunden in seine Familie. Das hilft mir, mich nicht nur um mich selbst zu drehen.

Genau ist der Spagat, den Religion in so vielen Fällen nicht schafft und daher in der öffentlichen Wahrnehmung oftmals nur die Extreme Fanatismus und sinnentleerte Beliebigkeit kennt: Seinen Glauben stolz zu bekennen und zu wissen, dass das Leben nur mit Jesus seinen Sinn entfaltet. Und dennoch seinen nächsten in Liebe stehen zu lassen und sogar von ihm zu lernen.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Arnd Brechmann**

Arnd Brechmann, geboren 1964, ist gebürtiger und überzeugter Essener. Verheiratet, drei Kinder, katholischer Laie seit Geburt. Nach beruflicher und akademischer Aus- und Fortbildung arbeitet Brechmann im Management der Sparkasse Essen. Der Stiftungsexperte hat in der Umstrukturierung im Bistum Essen als Vorsitzender von Gemeinde- und Pfarrgemeinderat hautnah Wandel im Ehrenamt gestaltet. Und Notwendigkeit einer Zukunftsvorbereitung kommuniziert. Er ist Mitherausgeber des Buches „Wenn Laien zu Wort kommen – Ein außergewöhnlicher Dienst“, Verlag Herder, Oktober 2015. Das Buch stellt Hintergründe und Perspektiven eines außergewöhnlichen Weges über 20 Jahre hinweg dar, enthält wertvolle Anregungen für Laien und Gemeinden mit Blick auf pastorale Chancen in der Zukunft.

„Wie gefallen Ihnen die Predigten in Ihrer Kirche?“

Offene Frage, offene Antwort: Es kommt darauf an, würde ein Jurist wohl sagen. Ich erlebe erfrischende, wohltuende und aktivierende Predigten, aber auch das komplette Gegenteil davon. Ist es Tagesform, Gewohnheit, Textstelle oder Vorbereitungsintensität des Predigers, die Ausschlag geben? Ich habe von einem Geistlichen auch zwei Mal dieselbe Predigt gehört, allerdings mit drei Jahren Abstand.

„Wo sehen Sie Verbesserungsbedarf?“

Die Lesungstexte sind mitunter schwer zu verstehen, nicht in einen bibelhistorischen Zusammenhang gestellt, die Akteure unbekannt. Hier empfehle ich Hintergrundaufklärung. Die Predigten selbst sind mitunter „Rosamunde Pilcher“, haben nach zum Teil erstaunlichen Verläufen ihr Happy End in Gottes segensreichen Heilswillen. Hier liegt meine persönliche Erwartungslatte aber substanziell höher. Ich möchte ermutigt werden auch und gerade in Krisenzeiten. Ich möchte gereizt werden, mich kritisch mit Botschaften und Forderungen Jesu auseinander zu setzen.

„Was muss sich verändern?“

Verschiedenheit erfreut, *variatio delectat*. Insofern wäre es ein interessantes Zukunftsprojekt, Hauptamtliche und Laien alternierend Glaubenszeugnis abgeben zu lassen. Eine Laienpredigt in der Eucharistiefeier schließt das Kirchenrecht zwar grundsätzlich aus. Und doch gibt es Beispiele, kommen Laien in der Kirchengemeinde St. Josef, Essen-Frintrop, in der Sonntagsmesse regelmäßig zu Wort. Und das bereits seit über 20 Jahren. Frauen und Männer aus unterschiedlichen Lebenshintergründen, verschiedenen Berufen, altersmäßig von Mitte 40 bis Mitte 60. Wir finden dabei eine Sprache aus dem Mitte der Gemeinde, der Mitte der Gesellschaft, der Mitte des Lebens. In unseren gemeinsamen Schriftgesprächen suchen wir her zu leiten, was die Lesungstexte, was das Evangelium für uns, einen jeden in seiner Lebensphase, seiner aktuellen Familiensituation tatsächlich wirksam machen. Auch die Tagesaktualität aus Politik und Wirtschaft wirkt dabei mit. Und die Reaktionen? Es gibt unmittelbare Ansage und Feedback von den Messbesuchern zu den Ansprachen, im Volksmund „Laienpredigten“. Es entsteht Dialog zu Ansprache und zu den Lesungstexten, die wir häufig historisch beleuchten, die handelnden Akteure transparent machen, um diese überhaupt verstehen zu können. Und es entsteht auch eine Art ökonomischer Wettbewerb, denn die Geistlichen in Gemeinde und Pfarrei lassen sich tatsächlich anregen und animieren. Befruchtend.

NACH OBEN



TITELSTORY

Dr. Stephanie von Luttitz

Dr. Stephanie von Luttitz, geb. 1986 in München, studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie im Nebenfach Moraltheologie und Politikwissenschaft an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte waren die verständigungsorientierte Kommunikation und die Qualitätsdebatte im Journalismus. Ihre Ergebnisse fasst sie in dem Buch "Kirchliche Analphabeten" zusammen, das in diesem Jahr im LIT-Verlag erscheinen wird. Sie ist BDJ-Diözesanvorsitzende in München und Freising und vertritt die Interessen von 66.000 Jugendlichen in Kirche, Staat und Gesellschaft. Zudem ist sie Vorstandsmitglied des Diözesanrates.

[ZUM TEXT »](#)

INTERVIEW

Erik Flügge

Erik Flügge war in seiner Jugend, wie er schreibt, fast jeden Sonntag im Gottesdienst. Er war Ministrant und später in der Katholischen Jungen Gemeinde (KjG) aktiv mit Funktionen im Dekanat, in der Diözese und auf Bundesebene. Nach dem Abitur studierte er zunächst Theologie, dann Germanistik und Politik. Er ist "noch immer Mitglied" der katholischen Kirche.

Heute ist Erik Flügge Geschäftsführer der Squirrel & Nuts Gesellschaft für strategische Beratung mbH. Er ist Dozent und Experte für Beteiligungsprozesse. Er berät Spitzenpolitiker und Parteien bei der Kommunikation und viele Städte und Gemeinden bei der Entwicklung von partizipationsprojekten. Vor seiner Tätigkeit als Berater war er in der katholischen Bildungsarbeit tätig.

[ZUM TEXT »](#)

INTERVIEW

Ulrich Lota

Ulrich Lota, Jahrgang 1959, ist Leiter der Stabsabteilung Kommunikation im Bischöflichen Generalvikariat Essen und Pressesprecher des Bistums Essen. Lota hat Journalistik und Politikwissenschaft an der TU Dortmund (Dipl.-Journ.) studiert. Danach arbeitete er zunächst als Volontär und dann als Redakteur bei der Neuen Rhein/Ruhr Zeitung in Essen. Seit 1995 ist er beim Bistum Essen beschäftigt. Ulrich Lota ist Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der (erz-)bischöflichen Pressesprecher (2002- 2016), Mitglied der Landesmedienkommission NRW (seit 2010) und Mitautor des Handlexikons "Katholisch A-Z" (Herder-Verlag, 2009).

[ZUM TEXT »](#)



STATEMENT

Joachim Frank

Joachim Frank, geboren 1965 in Ulm, gehört seit 1997 der heutigen Mediengruppe DuMont an. Er ist Chefkorrespondent für die DuMont-Abotitel (Kölner Stadt-Anzeiger, Berliner Zeitung, Mitteldeutsche Zeitung Halle) sowie Autor der "Frankfurter Rundschau". Regelmäßig ist er als Gastkommentator und Experte für kirchliche und kirchenpolitische Themen in Hörfunk und Fernsehen vertreten. Seit 2015 ist Frank Vorsitzender der "Gesellschaft Katholischer Publizisten" (GKP), des katholischen Journalistenverbands.

Frank ist Verfasser mehrerer Bücher zu kirchenpolitischen Themen und Autor zahlreicher Aufsätze für Sammelbände und Fachzeitschriften. Im Nebenamt doziert er an der TU Dortmund und am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) München. Er gehört den Auswahlgremien der "Konrad-Adenauer-Stiftung" sowie des "Cusanuswerks/Bischöfliche Studienförderung" an und sitzt in verschiedenen Jurys, unter anderem für den Hessischen Integrationspreis und den Deutschen Schülerzeitungspreis.

2014 wurde er mit dem Wächterpreis ausgezeichnet und für den Henri-Nannen-Preis (Investigatives) vornominiert. Im selben Jahr erhielt Frank den Deutschen Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung, 2012 den 1. Preis im Wettbewerb um den "DuMont Journalistenpreis".

ZUM TEXT »



STATEMENT

Christina Aus der Au

Christina Aus der Au wuchs in der Schweiz auf und studierte Philosophie und Rhetorik in Tübingen, dann Theologie in Zürich. Sie habilitierte sich in Basel zum Menschenbild in Theologie und den Neurowissenschaften und ist seit 2010 die Theologische Geschäftsführerin am Zentrum für Kirchenentwicklung an der Universität Zürich. Zudem ist sie Verwaltungsrätin der Alternativen Bank Schweiz und Mitglied im Vorstand des Deutschen Evangelischen Kirchentags. Im Reformationsjahr 2017 ist sie die Präsidentin des Kirchentags in Berlin und Wittenberg. Sie wohnt mit Mann und achtjähriger Tochter in Frauenfeld/Schweiz.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Dr. Thomas H. Böhm

Dr. Thomas H. Böhm, arbeitet seit 2010 als Dekanatsreferent in der Diözese Rottenburg-Stuttgart und ist dort für zwei Dekanate im Norden der Diözese zuständig. Er hat vorher selbst u.a. im Medienbereich als Verlagslektor gearbeitet. Nicht nur in seiner Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Praktische Theologie der Universität Innsbruck bis 2006 hat er sich mit vielen Medienthemen auseinandergesetzt – insbesondere mit der Frage der Präsenz von Kirche in den Medien und dem Phänomenen einer "Medienreligion". Er ist nicht nur Theologe, sondern hat auch eine Ausbildung in Öffentlichkeitsarbeit und Marketing.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Christina Brudereck

Christina Brudereck, Jahrgang 1969, lebt als Schriftstellerin in Essen. Sie schreibt, spricht, reimt und reist und verbindet dabei Poesie,

Spiritualität und Menschenrechtsfragen. Gemeinsam mit dem Pianisten Ben Seipel bildet sie das Duo 2Flügel. Sie liebt Indien, Südafrika und das Ruhrgebiet, wo sie in einer evangelischen Kommunität lebt.

[ZUM TEXT »](#)



STATEMENT

apl. Prof. Hermann-Josef Große Kracht

apl. Prof. Hermann-Josef Große Kracht ist promovierter Philosoph und habilitierter Theologe. Er arbeitet als Akademischer Oberrat am Institut für Theologie und Sozialethik der TU Darmstadt.

[ZUM TEXT »](#)



STATEMENT

Astrid Buiting

Astrid Buiting, 1962 geboren und durch die Jugendarbeit in einer Kirchengemeinde in Essen geprägt, hat Deutsch und katholische Religion für das Lehramt für Sonderpädagogik in Dortmund studiert. Sie ist verheiratet und hat drei Töchter. Sie arbeitet als Sonderschullehrerin an einer Förderschule in Wuppertal und bleibt auf der Suche nach dem Kraft-Ort Kirche.

[ZUM TEXT »](#)



STATEMENT

Simon Schild

Simon Schild, Jahrgang 1979, leitet den Kirschkammerhof in Krefeld (www.kirschkammerhof.de). Als Sozial- und Kulturpädagoge hatte er die Leitung verschiedener Kinder- und Jugendhäuser (u. a. "die Arche" München) inne und arbeitet freiberuflich als Referent und Autor sowie als Dozent für Religionspädagogik an der Diakonenausbildungsstätte des Neukirchener Erziehungsvereins in Neukirchen-Vluyn. Mit seiner Frau Tabea und zwei Töchtern lebt er in Krefeld.

[ZUM TEXT »](#)



STATEMENT

Arnd Brechmann

Arnd Brechmann, geboren 1964, ist gebürtiger und überzeugter Essener. Verheiratet, drei Kinder, katholischer Laie seit Geburt. Nach beruflicher und akademischer Aus- und Fortbildung arbeitet Brechmann im Management der Sparkasse Essen. Der Stiftungsexperte hat in der Umstrukturierung im Bistum Essen als Vorsitzender von Gemeinde- und Pfarrgemeinderat hautnah Wandel im Ehrenamt gestaltet. Und Notwendigkeit einer Zukunftsvorbereitung kommuniziert. Er ist Mitherausgeber des Buches "Wenn Laien zu Wort kommen – Ein außergewöhnlicher Dienst", Verlag Herder, Oktober 2015. Das Buch stellt Hintergründe und Perspektiven eines außergewöhnlichen Weges über 20 Jahre hinweg dar, enthält wertvolle Anregungen für Laien und Gemeinden mit Blick auf pastorale Chancen in der Zukunft.

[ZUM TEXT »](#)



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

